

Gruppe von Bauern aus dem Weizacker
(aus Prof. Dr. Robert Holsten »Die Volkskunde des Weizackers«)

Unser Pommerland

3. Jahrgang | 1915 | Nr. 2.

Verbandsorgan des Pommernbundes in Berlin, des Verkehrsverbandes für Pommern und die Insel Rügen E. V., des Messenthiner Waldvereins und des Buchheidevereins.

Herausgegeben von Ludwig Hamann und Arnold Koeppen

Das 42. Infanterie-Regiment vor Lodz.

(3. und 4. Dezember 1914.)

Von **Hans Benzmann.**

1. Der Stellungskampf.

Die Ebene von Lodz, flach wie ein Tisch.
Seit Tagen weht der Nordwind scharf und frisch
In uns're Gräben, deren schmales Band
Sich zwischen Saat und ungepflügtem Land
Hinzog und nah dem Dorf Dobron verlief.
Vor uns kein Baum, kein Strauch. Verlassen schlief
Nur ein Gehöft im wintergrauen Feld,
Als sei es den Patrouillen für die Nacht
Vor uns're Front als Stützpunkt hingestellt:
Von hier wird auch der Feind scharf überwacht.
Denn vor uns, kaum zwölfhundert Schritt weit, haben
Die Russen sich wie Hamster eingegraben
Auf sandigen Höh'n, die gelb wie Dünen schimmern.
Von buschigen Kiefern ist der Kamm bedeckt —
Zwischen den Stämmen manchmal Waffen flimmern:
Hier hat der Feind sich sehr geschickt versteckt.
Wie eine Festung drohen die Terrassen,
Beherrschend Ebene und Dorf und Straßen.
Dazu stand eine Mühle auf dem Hügel
Abseits, — sie drehte ruhig ihre Flügel,
Doch lenkt der Feind — wir merkten es sofort —
Das Feuern seiner Artillerie von dort.

So lag das Regiment in seinen Gräben,
Der Hoffnung auf den Angriff hingegeben, —
Doch aussichtslos schien jede frische Tat . . .
Allein die schwere Artillerie wußt' Rat,
Sie brachte in die Stille plötzlich Leben:
Ein Stündlein war nach erstem Schuß verflossen,
Da hatte sie sich prächtig eingeschossen.
Schon klappt die Mühle auf dem Berg zusammen
Platt wie ein Kartenhaus, schon steh'n in Flammen
Dahinter Haus und Stall . . . Der gelbe Sand
Dort drüben auf den Höhen wirft Fontänen,
Granaten fressen sich mit scharfen Zähnen
Tief in die Hamsterlöcher und zerkauen
Blitzschnell die armen eingegrab'nen Grauen.

Nun nimmt des Feindes schwere Artillerie
Das Feuer auf auf uns're Schützengräben,
Doch seine Schüsse treffen uns fast nie.
Und als die Abendnebel sich erheben,
Verstummt das Feuer drüben und auch hier.
Nur einzeln plappern die Gewehre noch. —
Als sich die Nacht herabsenkt, senden wir
Patrouillen vor, — und eine schlich und kroch
Bis zu des Feindes Stellung kühn empor —
Und fand sie leer . . . Befehl vom Regiment
Kommt froh begrüßt: heut nacht noch geh'n wir vor
Und völlig sinkt die Dunkelheit. Fern brennt
Ein Dorf und färbt blutrot das Firmament . . .

2. Der Ueberfall.

Um Mitternacht. Unheimlich war das Schweigen,
Als wir des Feindes Stellung schnell ersteigen.
Und kurze Rast. Und morgens gegen drei.
Der Wald wird abgesucht. Vorwärts. Vorbei.
Auf Pobianice zu. Denn offenbar
Bis Lodz der Feind in schnellem Rückzug war.
Und wir marschieren. Eine Stunde lang.
Dorf Chechlo. Vorwärts durch! Grad ist's fünf Uhr.
Plötzlich steht lichterloh ein Haus in Flammen . . .
Was heißt das? — Da . . . ein Schuß! . . . laut hallt die Flur . . .
Noch einer . . . viele — wo, wo sind sie nur? . . .
Schwer fällt ein Mann, und Reihen brechen zusammen . . .
Wehe- und Wutgeschrei. Befehle und Getümmel.
Und dort im Dorf in allen Fenstern ein Gewimmel,
Und auf das durchmarschierende Regiment
Ein Hagel von Geschossen niedersaust . . .
Jedoch gelingt's am Dorfrand, wohin alles rennt,
Die Kompagnien, die arg gelichtet und zerzaust,
Zu sammeln und die Feinde aufzuhalten . . .
Das erst' und dritte Bataillon kann sich entfalten.

Das zweite nimmt Reservestellung ein.
Indes färbt schon ein bläulich-roter Schein
Den Himmel, und ein heller Tag beginnt, —
Der uns den letzten Schutz, die Dämm'rung nimmt.
Und sausend kommen schon in steilem Bogen
Die feindlichen Granaten angeflogen,
Ein rasendes Schnellfeuer deckt uns ein. — —
Da fuhr der Grimm uns toll in Blut und Bein,
Aufspringen wir zum Sturm, mit uns ist Gott,
Zu Paaren treiben wir mit Hohn und Spott
Den Feind und treiben ihn von Haus zu Haus
Und treiben ihn mit Macht zum Dorf hinaus . . .

3. Die Fahne des dritten Bataillons.

Und auf dem rechten Flügel stand
Das dritte Bataillon.
Die Schützen lagen flach im Sand, —
Bleich lag im Gras daneben schon
Manch tapfrer Mann, manch Muttersohn,
Manch Fähnrich und Sergeant.

Was aber hilft das Liegen hier,
Was hilft so bittrer Tod?
Auf, auf! und sollen sterben wir,
So bringt dem Feind die Schwerenot,
Schlagt ihn erst mit dem Kolben tot!
Hurra, so sterben w i r!

Und vorwärts ging es querfeldein,
Die Fahne weht voran —
Da brach ein Feuer auf uns ein, —
Doch Kopf hoch stürmte Mann für Mann,
Die Trommel dröhnt . . . Doch dann — doch dann —
Was sank im Frührotschein? . . .

Der Fahnenträger Zander fiel, —
Major v. Knobelsdorff springt zu
Und reißt empor den Fahnenstiel —
Da packt auch ihn die Todesruh,
Die teure Fahne deckt ihn zu —
O schön Soldatenziel! . . .

„O rettet sie dem Vaterland! . . ."
Das war sein letztes Wort.
Und Eichstädt nimmt, sein Adjutant,
Ihm leis die Fahne fort —
Und zwei Kam'raden sind noch dort,
Noch dort und mit zur Hand.

Zur Fahne kriechen schnell die zwei
Und legen sich darauf,
Rothbart, der Lehrer, war dabei,
Gefreiter Strecker, diese drei —
Doch wie sie lagen so zu hauf,
Trifft einen nur zu gut das Blei.

Den Leutnant Eichstädt lobesam
Die Kugel grimm erschlug,
Doch eh er noch zu sterben kam,
Weist lautlos er aufs Tuch,
Weist flehend er aufs Fahnentuch,
Daß sie das Weinen überkam . . .

Da schwören beide einen Schwur,
Da beten beide ein Gebet —
Und seh'n um sich die nackte Flur,
Und seh'n, wie heiß die Sache steht, —
Und seh'n, wie durchs Gelände geht
Tief eines Grabens Glitzerspur.

Der Rothbart mit der Fahne kroch
Wie eine Schlange vor,
Und Strecker folgt und rettet noch
Den Degen vom Major, —
So kriechen sie durch Feld und Moor
Und kommen endlich an das Loch.

Und kriechen an dem Graben lang
Wohl ein paar hundert Schritt, —
Doch als um sie die Kugel sang,
Ihr Herz in Sorg' geriet:
Der eine und der andre glitt
Da in das Wasser blank.

So stehn sie früh von sieben Uhr
Im eisigen Wasserloch,
Sie denken an die Fahne nur
Und stehn um Mittag noch,
Und stehn um fünf Uhr abends noch,
Getreu, getreu dem Schwur . . .

So fand man sie im Abendrot
Und fast erfroren schon,
Die Fahne fest im Arm, fast tot . . .
Still ehrte sie das Bataillon . . .
Sie finden in sich selbst den Lohn
Der Treue bis zum Tod.



Der Nordische Krieg
in den deutschen Ostseegebieten (1711—1720) in Quellen dargestellt.

Von Ludwig Beyer, Kgl. Seminarlehrer.

(Fortsetzung.)

Wie denn besagter König in Schweden die Türken unter anderen Ursachen eben dadurch wider Se. Zarische Majestät, den König und die Republik in Polen zum Kriege bewogen, indem er sie beredet, daß er eben zur selbigen Zeit, wenn die türkische Armee bemeldete Fürsten attaquieren würde, denselben mit einer bedeutenden Armee von Pommern aus in den Rücken gehen wollte: So haben Se. Zarische Majestät für nötig erachtet, dieses alles, so wie sie es schon vorher zu Wien, London und im Haag tun lassen auch den hochwürdigsten, durchlauchtigsten wie auch übrigen berühmten und deren Abgesandten auf dem allgemeinen Reichstage zu Regensburg versammelten Ständen des heiligen Römischen Reiches gebührend zu berichten. Und ferner die Stände aufs beste zu ersuchen, damit sie dasjenige, wozu die gegebene Quarantie sie und ihre hohen Alliierten besonders das ganze deutsche Reich verbindet, in der Tat leisten, nämlich die versprochene Armee aufbrechen lassen und mit solcher Order versehen möchten, daß sie dem feindlichen Einbruch der Türken und Tartaren auch feindlich begegnet.

Sr. Königl. Majestät in Polen als dem beleidigten Teile oder einem andern Alliierten Sr. Majestät könnte diese Armee zu Kommandieren übergeben werden, doch mit der völlig verstatteten Freiheit, solche nicht allein mit den Truppen Sr. Zarischen Majestät und deren hohen Alliierten auf das schleunigste zu verbinden und den König von Schweden mit selbigen feindlich anzugreifen und ihn zum wenigsten so weit zu zwingen, daß er seine Truppen im Dienste der gegen Frankreich verbundenen Mächte lassen müßte, sondern auch wenn das schwedische Korps über Vermuten in Polen, Sachsen oder die dänischen Provinzen einrücken sollte, dasselbe mit besagter Neutralitätsarmee zu verfolgen, mit zusammengesetzten Kräften als einen Feind zuruinieren und ihm alle Mittel, weiter schaden zu können, zu benehmen.

Nunmehr aber ist gewißlich große Gefahr bei längerer Verzögerung zu besorgen. Denn sofern man dem Feinde so viel Zeit lassen will, daß er den vorgenommenen Marsch bewerkstelligen kann, so werden hernach alle wider dessen Einbruch dienende Mittel zu spät in die Hand genommen werden, da auch bekannt ist, daß er in Bereitschaft stehe, mit Hinterlassung aller Bagage in Polen und zwar eben zur selbigen Zeit einzustellen, wenn die Türken von der andern Seite her ihren Einbruch unternehmen werden. Und deswegen zweifelt man nicht, es werden Se. Kaiserliche Majestät mit Ihren hohen Alliierten nach reifer Ueberlegung des gerechten und wichtigen Verlangens Sr. Zarischen Majestät solche Mittel vor die Hand nehmen, welche Ihre aufrichtige Absicht zu erweisen und die so heilig versprochene Sicherheit wider das in Pommern stehende feindliche Korps zu halten fähig sind. Wie sich denn Se. Zarische Majestät solches um so viel desto gewisser versprechen, je mehr Sie es durch Ihren guten Willen um das Heilige Römische Reich und dessen Hohe Alliierten verdienet zu haben vermeinen. Sollte man aber wider alles Hoffen und Vermuten gegen die von Sr. Zarischen Majestät erzeigte Liebe und geneigten Willen fernerhin gar keinen Blick haben und sich der errichteten Neutralität zuwider das oft genannte Neutralitäts-Korps zur Angreifung der Feinde abzuschicken weigern — auch wenn solches an einem bestimmten Orte formiert worden, dasselbe nur pro forma daselbst zu lassen und bei der Sache selbst einen müßigen Zuschauer abgeben lassen — so wollen sich Se. Zarische Majestät auf solchen Fall hiermit deutlich erkläret haben, daß Sie sich mit Ihren hohen Alliierten den Königen von Dänemark und in Polen genötigt befinden würden, solche Mittel zu ergreifen, die Sie selbst bei dieser gefährlichen Begebenheit Ihrer Sicherheit, Wohlfahrt und Ihrem Interesse dienlich zu sein erachten konnten, mit beigefügter öffentlicher Protestation, daß man ihnen bei erfolgten üblen Ausgang der Sache keine Schuld beimessen möchte.

Erwarten anbei eine geneigte und schleunige, auch der Gerechtigkeit der Sache, dem erhaltenen Versprechen und der Billigkeit gemäße Resolution. Sollte aber diese verzögert werden oder völlig ausbleiben, so wollen es Se. Zarische Majestät als ein augenscheinliches Merkmal einer übelgesinnten Neigung gegen Ihre Person auf und annehmen.

Sr. Hochgräfl. E. H. C. E. L. L. E N. Z.
des
Herrn Kgl. Rats und General en Chef
Herrn Graf Magnus Steinbock.
Disposition und Veranstaltung
vermittelst welcher die Kgl. Schwedische Armee die feindlichen Linien in Pommern vorbei und den Paß bei Domgarten am $\frac{\text{23. Oktober}}{\text{3. November}}$ Ao. 1712 glücklich passieret.

Nachdem Ihrer Königlichen Majestät Truppen mit ihrer Bagage den 19. (29.) Oktober um den Abend von der Insel Rügen nach Stralsund transportiert und Se. Excell. der Herr Königl. Rat und General en Chef am folgenden Tage mittelst einer vortrefflichen Anrede und vielen Vermahnungen von der Garnison und der gesamten Bürgerschaft in Stralsund öffentlich Abschied genommen, auch darauf den Herren Generalen insgesamt die nötige Order erteilet: So brach die ganze Armee, sich stellend als ob sie die feindliche Linie attaquieren wollte, folgendermaßen auf: Der Herr General-Leutnant Dücker hatte die Avantgarde, so da aus der Bremischen Kavallerie, den Mardefeldischen und Strömfeldtischen Dragonern und sechs Feldstücken bestand. Seine Order war, so viel ihm möglich nach Damgarten zu eilen, daselbst Posto zu fassen und eine Brücke über die Reckenitz zu schlagen, ehe der Feind sich zusammenziehen und den Unsrigen zuvor kommen möchte. Inzwischen hatte man keinen Menschen von Stralsund durch das Feldlager gelangen lassen, damit der Feind von unserm Aufbruch nichts erfahren möchte. Wohlgedachter Herr General-Leutnant stand dieselbe Nacht mit seinen drei Regimentern in Redbars und war der General-Adjutant Loppeno mit 200 Pferden gegen Franzburg abgeschickt, um der Feinde Bewegung in ihren Linien zu beobachten und davon Sr. Excellenz zeitig Bericht zu erstatten. Der Herr General-Leutnant Taube folgte danebst mit der Westergothländischen Kavallerie, desgleichen der Herr General-Major Aschenberg mit seinem Kavallerie-Regiment wie auch das Pommersche Regiment zu Pferde und des Herrn General-Major Ekebladts Regiment zu Fuß, welche in selbiger Nacht in Carnin standen. Se. Excellenz marschierten mit der ganzen Artillerie und Infanterie und waren 1500 Bretter unter die Infanterie ausgeteilet, welche sie, um Brücken daraus zu bauen, tragen mußten; weil aber bei dem anhaltenden regnerischen Wetter die Wege so tief waren, so konnte diese vom Mittage bis zum späten Abende nur eine Meile von Stralsund bis an das Dorf Pütte kommen. Se. Kgl. Majestät von Polen waren nebst deren Suite beständig bei Sr. Excellenz. Die Arrieregarde kommandierte der Herr General-Pattkull. Am folgenden 22. Oktober (1. Nov.) erreichte der Herr General-Leutnant Ducker den Paß bei Damgarten, setzte sich daselbst und trieb die feindliche Vorwache, welche an der andern Seite des Passes bei Ribnitz stand und daselbst eine Schanze vor sich aufgeworfen hatte, durch unsere Feldstücke zurück. Der Herr General-Leutnant Taube hatte zu Carnin Se. Excellenz abgewartet, mit welcher er die Nacht darauf zu Langen-Hanshagen verblieb. Sobald am 23. Oktober (2. Nov.) der Tag anbrach, eilten sie nach Damgarten, wo die ganze Armee zu Mittag zusammenstieß. Se. Excellenz nahmen das Hauptquartier eine Viertelmeile davon zu Plummendorf, wo die Recknitz, die an Damgarten vorbeigehet, ein wenig unterwärts läuft und an beiden Seiten, besonders nach Mecklenburg zu, einen langen Morast bildet, welchen mit der ganzen Armee zu passieren, obgleich er für unüberschreitbar und bei der trockensten Sommerzeit nicht einmal das Vieh darüber pflegte kommen zu können, — Se. Excellenz doch versuchen wollte. Deswegen ließ Se. Excellenz Bretter zusammenschlagen, um solche daselbst, wo es am sumpfigsten und tiefsten wäre, über zu legen; auch ließ er acht Feldstücke am Rande des Flusses aufpflanzen, um diejenigen zu decken, welche mit Stutzern versehen, den Versuch machen sollten, an welchen Stellen man durch den Morast am besten durchkommen konnte. Indessen wurde aus den acht Feldstücken auf den Feind, der mit etwa Tausend Pferden auf der andern Seite auf festem Lande stand, tapfer gefeuert, so daß man sehen konnte, wie seine Eskadronen getroffen wurden und selbige sich in den Wald flüchten mußten. Da inzwischen auch von den Unsrigen, die bei Damgarten standen, nicht minder gefeuert ward, wobei der Feind bis 90 Tote und Blessierte bekommen, welches denn, sowohl als der unvermutete Ort, da wir übergehen wollten, ein Schrecken in sie gebracht, wie man nachgehends erfahren hat. Se. Excellenz ließ des Abends darauf die Pontons, die Brückengerätschaft und was sonst nötig, herbeibringen, wie denn die Brücke bei Damgarten selbigen Abend eben auch fertig ward. Darauf beriefen sie die sämtlichen Herren Generals und erteilten folgende Dispositionen: Der Herr General-Leutnant Ducker sollte über die Brücke bei Damgarten gehen mit sechs Kanonen, den Strömfeldischen und Mardefeldtischen Dragonern, den Westergothen zu Pferde, der Bremischen Kavallerie und drei Infanterie-Regimentern. Se. Excellenz selbst nebst dem Herrn General-Leutnant Taube und der gesamten übrigen Infanterie auch Feldstücken wollten über den Morast und Fluß bei Plummendorf gehen, welchen auch der Rest der Kavallerie folgen sollte, wo es nur immer möglich, wo nicht, so sollten sie über die Brücke bei Damgarten von den Herren General-Majoren Grafen Aschenberg und Marschalk geleitet werden Bei Plummendorf unten am Fluß sollten zu allererst 400 Mann, aufs beste sie könnten, über die Brücke durch den Morast unter dem Obrist Schlippenbach und dem Major Löwenhaupt gehen, um auf der Höhe der andern Seite Posto zu fassen; diesen sollte der Herr Obrist Horn und der

Major Modeus vom Ostgothischen Regiment folgen, bei welchem die Mannschaft war, so die Brücke trug, um solche über die tiefsten Oerter zu werfen und dann das Gewehr, so gut sie konnten, zu gebrauchen. Hierauf kamen der Herr General-Major Patkul mit den Sudermänningen, Dahlkerlen und Westgothen Dahlregiment, darauf der Graf de la Gardie mit den Ostgothen, Westmanländigern, Hällsingern, Närickes und Wermanländs Regimentern. Der Herr General-Major Schommer, der die Jour hatte, sollte an der Spitze bei Sr. Excellenz und bei dem Herrn General-Leutnant Taube bleiben, um auf alle Vorkommnisse gute Acht zu haben. Der Obrist-Leutnant Cronstädt sollte mit der Artillerie der Infanterie folgen, falls es vorteilhaft sei, wo nicht sollte er das Fuhrwerk auf Damgarten gehen lassen und sich an die Kavallerie anschließen. Die Arriergarde, so aus 600 Reutern und 500 Musketieren unter dem Herrn Obrist-Leutnant Gröning bestand, sollte der Herr Obrist Rose anführen und die Zugänge auf Damgarten bestens besetzen, damit der Feind uns nicht in die Bagage einfallen möchte, welche des Weges geführet und dort untergebracht werden sollte, falls keine andern Order einliefen. Während des Marsches sollte der Kapitän Rommel mit seinen Zimmerleuten auf der Brücke bei Damgarten stehen und wohl zusehen, daß alledem, was den Marsch aufhalten könnte, rechtzeitig geholfen würde. Der General-Adjutant Loppeno, welcher Order hatte, sobald er vernommen, daß die Arriergarde passieret, mit seinen 200 Reitern von Franzburg abzugehen und zur Armee zu stoßen, kam denselben Abend zu uns, und berichtete, der Feind hätte sich aus seinen Linien noch nicht gezogen. Von Feindseligkeiten hätte er nur dieses gehabt, daß eine Husarenabteilung seine Vorwachen überfallen, wobei er nur einen Reiter verloren, dagegen sechs der Feinde niedergehauen.

Nach dieser Disposition und Verordnung geschah des Tages darauf der Anmarsch; die Soldaten trugen ihre Bretter, Tore und Türen in den Händen, um sie vor sich hinzuwerfen, wo es nötig; und der zweite Mann hatte eine Faschine, um die tiefen Oerter auszufüllen, so daß die ganze Infanterie samt der Artillerie an einem Ort, wo nicht einmal das Vieh grasen noch weiden kann, wohl und glücklich überkamen. Und wie man keinen Feind auf der andern Seite verspürte, so wurde die Kavallerie kommandiert, jenen bessern Weg über die Brücken bei Damgarten zu nehmen. Sobald wir auf der mecklenburgischen Seite waren, wurde die ganze Armee aufgestellt, unsere acht Feldstücke, so über den Morast gekommen, gelöset und Salve von allen Regimentern gegeben.

Wir waren alle von Herzen froh, daß ohne eines Mannes Verlust mit des Feindes Nachteil wir so glücklich dessen starke und doppelte Linien vorbeipassiert, an welchen er nun ein Jahr mit so vieler Mannschaft gearbeitet. Derselbe hat auch wegen unserer Bewegungen, so tags vorher vorgingen, und den geschlossenen Anstalten, so sie vermerket, es bedenklich gefunden, diesseits Stand zu halten, sondern ist viel lieber bei Zeiten abgezogen. Der Prinz von Weißenfels als General-Major ist mit 300 Pferden durch Ribnitz nach Rostock gegangen; heute aber ist bereits Nachricht eingelaufen, daß sie auch Rostock verlassen, weswegen Se. Excellenz den Obristen Bassewitz mit 500 Pferden dorthin gesandt hat, um daselbst Posto zu fassen.

Im Hauptquartier Ribnitz, den 25. Oktober
5. November
Ao. 1712.

Ausführliche
RELATION

Von den unter göttlichen Beistand erlangten glücklichen Prozessen, und ohnweit Gadebusch den 20. Dezember 1712 erfochtenen vollkommenen Siege der Königl. schwedischen Armee unter Anführung Sr. Excellenz des Herrn Grafen Steinbock.

Nachdem der Transport, welcher den 14.—24. September unter Rügen glücklich angelangt, in zwei Tagen ausgeschifft worden, ward bald darauf gut gefunden, nach Pommern aus besagter Insel mit der Armee hinüber zu gehen, um nach Befinden und unter dem Beistand und Geleite Gottes den Feind hinter dessen verschanzten Linien anzugreifen.

Aber gleichwie derselbe an allen Orten, wo die Natur dessen innehabende Stellung ganz unangreifbar gemacht hatte, mit Schanzen, Redouten und drei doppelten Linien sich in Verteidigung gesetzt hatte, daß ohne viel aufs Spiel zu setzen, denselben anzugreifen nicht möglich war. So wurde darauf um so mehr Bedacht genommen, als man sich vorzustellen hatte, daß, wenn man auch mit allem Erfolg durch die feindlichen Linien hätte dringen mögen, man dennoch in ein vom Feinde gänzlich ausgeplündertes, verwüstetes und ausgesogenes Land und zugleich in alle bei solchen Umständen leicht begreifliche Ungelegenheiten hätte verfallen müssen. Dennoch entschlossen wir uns, den Paß bei Dammgarten, welcher mit dänischen und sächsischen Truppen besetzt war, anzugreifen, um eines Teiles sich besser ausbreiten zu können, anderen Teiles um den Feind aus Pommern und aus seinen Verschanzungen zu locken. Dieser Paß, wie schwer es auch war, ward doch unter Gottes Beistand ohne einen Mann zu verlieren, dergestalt passiert, daß an den Orten, wo nach dem Bericht der Einwohner nimmer das Vieh überzugehen vermochte, nunmehr eine Armee mit Kavallerie und Kanonen durchgedrungen. Weil aber indessen die Sachsen mit ihren nordischen Alliierten noch das Sülzer Moor mit dem ganzen Recknitzstrom zur Bedeckung vor sich hatten, welchen Vor-

---

Gedruckt im Jahre 1712.

teil sie nach dem Rückzug von Dammgarten sofort ausnutzten, so ward nicht ratsam gefunden, mit dem Angriff auf diese Stellung sich einzulassen, und zwar um so mehr, als die dänische Kriegsmacht unter Wismar stand, von woher sie sich leicht des Warnastromes hätte bemächtigen und die schwedische Armee zwischen drei Strömen, der Recknitz, Elna und der Warna, einschließen und dieselbe ins Gedränge bringen können. Dennoch blieb die schwedische Armee sechsmal 24 Stunden bei Ribnitz und Bentewitz im flachen Felde stehen, um den obgleich ihr an Macht weit überlegenen Alliierten Gelegenheit zum Angriff zu geben.

Als man aber merkte, daß der Feind anfing, sich nach Gustrau hinunter zu ziehen, um den Warnastrom zu gewinnen und zugleich hinter der Recknitz sich zu verschanzen, so entschloß man sich auf schwedischer Seite, der Stadt Rostock und besagten Warnastroms sich zu bemächtigen, um auf den zweiten Transport einige Tage warten zu können. Mittlerweile wurde alle Anstalt gemacht und den 14. November Order ausgegeben, beim Kloster Rühn nach Krakau-Waldhagen und so weiter hinunter zu passieren, um dem Feinde in die Flanke zu kommen. Allein nachdem diese Passage von dem Herrn General-Leutnant Düker aufs genaueste rekognosziert und bei dieser späten Jahreszeit wegen der Moräste und tiefen Wege allerdings unpassierbar befunden worden, mithin sichere und zuverlässige Kundschaft aus dem eigenen Lager der Feinde eingelaufen war, daß dieselben bis zu ihrer Vereinigung mit den Dänischen eine Schlacht zu vermeiden suchten, auch aus Schweden von der bald zu hoffenden Ankunft des zweiten Transportes gute Nachrichten einliefen, so ward gut gefunden, in der innehabenden festen Stellung lieber noch etwas stehen zu bleiben, als von Pommern vor der Hand sich gar zu weit zu entfernen und damit das Ansehen zu geben, als ob man dem Feinde aus den Augen gehen wollte.

Wie man denn in Ansehung dessen um so weniger Bedenken trug, den 1. Dezember mit den Nordischen Alliierten mittelst mündlicher Verabredung eine Aufhebung aller Feindseligkeiten auf 14 Tage lang zu treffen und einzugehen, als man Hoffnung haben konnte, durch die zu erwartende Verstärkung des zweiten Transportes sich in einen noch weit besseren Stand gesetzet zu sehen, der weit überlegenen Macht des Feindes mit glücklichem Erfolg zu begegnen.

Indem aber die Dänischen den 13. dito den Stillstand unterbrachen, in das Mecklenburgische einfielen und dem Vermuten zuwider die schwedische ausgesandte Proviantierungskolonne und das Getreide, welches bona fide in Lübeck erhandelt war, auffingen, in Gadebusch Posto faßten und mit ihren Parteien der schwedischen Armee zum größten Abbruch im Lande herumstreiften, auch die Russen und Sachsen sich mittlerweile den Dänischen allmählich näherten in der Meinung, den kleinen Haufen der Schwedischen zu umzingeln und zu verschlingen, so brach Se. Excellenz am 15. Dezember von Schwan auf, ließ alle Brücken über die Warna bei der Stadt Rostock aufnehmen, um den Marsch im Rücken und in der Flanke desto besser zu bedecken und marschierte sodann bei Tag und Nacht durch unzählige Moräste, tiefe Wege und Defileen, gerades Weges dahin, wo die Dänischen bei Gadebusch standen.

Den 19. kam die Armee an ein großes Defilée, Ullenkrug genannt, und weil man vermutete, daß die Dänen selbiges angreifen würden, so ward der Obrist-Leutnant Graf Lewenhaupt mit 300 Pferden kommandiert, die Avantgarde zu verteidigen, welche aus zwei Dragoner-Regimentern, dem Stromfeldischen und dem Marschalkischem Regiment bestand. Auf diese folgte der Major Taube mit 200 Pionieren, sodann der Obrist-Leutenant Böhme mit 500 Grenadieren, der Obrist-Leutenant Cronstedt mit acht Regimentsstücken, welche durch den General-Major Schommer und drei deutschen Bataillonen unter dem Kommando der Obersten Jäger und Schwanlod verteidigt werden sollten. Auf welche ferner der Rest der Armee in fünf Abteilungen folgte; zwei Abteilungen Kavallerie, zwei Abteilungen Infanterie und die Artillerie nebst der Bagage in der Mitte.

Indem aber der Herr General-Leutenant Duker, welcher die ganze Avantgarde führte, wissen ließ, daß der Feind über Hals und Kopf sich zurückgezogen hätte, ward der Marsch fortgesetzt und dem Feinde noch eine halbe Meile näher gerückt bis nach Groten- und Lütkenbritz, wo die Armee wegen einfallender Nacht Halt machen und stehen bleiben mußte. Und ob man wohl von Kundschaftern und aus aufgefangenen Briefen erfuhr, daß die Sachsen mit acht Regimentern zu Pferde in vollem Anmarsch wären, sich entweder mit den Dänen zu verbinden oder auch den Schweden in den Rücken zu fallen, die Dänen auch in der Nacht drei Kanonenschüsse abgefeuert, ließen doch die Schweden solches alles sich nicht anfechten, sondern es lag der Soldat unverzagt die Nacht über bei seinem Gewehr.

Am 20. des Morgens bei anbrechendem Tage ward der Obrist Bassewitz mit 200 Pferden ausgesandt, des Feindes Stand und Lager zu rekognoscieren, und fand den Feind so vorteilhaft postieret, daß weder von der Rechten noch von der Linken ihm anzukommen und nur eine kleine Distanz von kaum tausend Schritten war, wodurch man mitten auf des Feindes en Bataille rangierte Armee defilieren mußte, weil der Wald und des Feindes rechte Seite dergestalt mit Musketen gespicket und im Rücken mit Kavallerie verteidigt war, daß dadurch dringen zu wollen ein vergebliches Vornehmen gewesen sein würde. Also ließen Se. Excellenz zwölf Kanonen avancieren und ungefähr um zwölf Uhr zu Mittag fing man an, damit auf des Feindes Truppen zu kanonieren, da dann unterdessen die Armee herbeirücken und Se. Excellenz folgende Disposition machen könnte:

Erstlich ward der Obrist-Leutenant Cronstedt und Major Stiernhoff von der Artillerie beordert mit dreißig Stücken, die Mündung vor sich gekehret und mit geschwinden Schüssen versehen, gerade auf den Feind los zu marschieren, verteidigt von einem Bataillon unter dem Kommando des Obristen Jägers von dem Regimente des General-Majors Eckebladt. Auf diese folgten sechs Bataillone aus der ersten Linie unter dem Kommando der General-Majors Schommer und Delagardie in der Mitte, die General-Majors Patkul und Eckebladt auf den Flügeln. Von diesen Bataillonen ward eins angeführt von dem Major Usedom vom Eckebladschen Regimente, eins vom Obersten Swanlooh vom Schultzschen Regimente, zwei Bataillone vom Närckischen und Wärmeländischen Regimente unter dem Obrist Adlerfeld und dem Major Starenflyeht, zwei Bataillone Waßmanländinger unter dem Obristen Falkenberg, Obrist-Leutnant Gröning und Major Brunjan. Auf diese folgten sechs andere Bataillone: Zur Rechten zwei vom Elfsborgslähnschen Regimente unter dem Kommando des Obrist-Leutenant Lillien und Major Spalding und ein Bataillon Ostgoten unter dem Major Moden. Zur Linken zwei Bataillone vom Westgot-Dahlischen Regimente unter dem Obristen Palmfeldt, Obrist-Leutenant Mentzer und Major Didron und ein Bataillon Dahlkerle unter dem Kommando des Majors Lewenhaupt. Die Flanken gegen den Wald und des Feindes Kavallerie auf dessem linken Flügel zu bedecken, wurde eine Columne auf jedem Flügel hinter einander rangiert.

Zur Rechten die Südermanländer unter dem Obristen Schlippenbach und Major Essen, und ein Bataillon Ostgoten unter dem Obrist-Leutenant Stiernkrantz. Zur Linken ein Bataillon Dahlkerle unter dem Obrist-Leutenant Fuchs, und zwei Bataillone Helsinger unter dem Obristen Horn und Obrist-Leutenant Böhm. Diese alle hatten Order, zur Rechten und zur Linken sich auszubreiten und im vollen Marschieren eine Linie zu formieren. Die Kavallerie zur Rechten unter dem General-Major Marscholk und Grafen Mellin, bestehend aus Stromfelds Dragonern unter dem Obristen Strömfeld, wie auch dem Obristen Löwenstern, den Obrist-Leutenants Plate und Buschet und den Majoren Brehmer und Waldau. Die Westgoten zu Pferde angeführt vom Obristen Wolfrath, Obristen Fröhlich, Obrist-Leutenant Köhler und Major Lagerkrantz. Die Brehmische Kavallerie unter dem Obristen Fersen, Obrist-Leutenant Tettenborn und Major Kuhla, Bassewitz' Dragoner unter dem Obristen Bassewitz und Obrist-Leutenant Reichel.

Zur Linken die General-Majors Graf Aschenberg und Marderfeldt. Unter deren Kommando waren General-Major Marschalcks Dragoner unter dem Obristen Marschalck, Obrist-Leutenant Graf Lewenhaupt und Major Biell. Graf Aschenbergs Regiment ward geführt vom Obrist-Leutenant Fersen und Major Meyerhielm. Die Pommersche Kavallerie unter dem Obristen Roos, Obrist-Leutenant Brunner und Major Weichel. Mardefeldts Dragoner unter dem Obrist-Leutenant Oppenbusch und Major Hareng. Die sämtliche Kavallerie hatte Order, der Infanterie zur Rechten und zur Linken zu folgen und sich zu bemühen in ein oder zwei Columnen, wie sie am besten könnten, sich über den Morast zu ziehen und hernach auf beiden Flügeln Feld zu gewinnen.

Unter dieser Disposition und mit der Losung: „Mit Gottes und Jesu Hilfe" rückte die Armee dem Feinde entgegen.

Man ließ mit geschwinden Schüssen, während dabei nach des Feindes eignem Geständnis ungemein schnell avanciert wurde, unsere Kanonen abfeuern, welche von des Feindes Artillerie ungesäumt beantwortet wurde. Ungeachtet daß von des Feindes Stücken Volk genug fiel, avancierte die schwedische Infanterie doch immer fort mit der Muskete auf der Achsel bis ganz nahe vor den Feind, welcher anfangs in einem Tal gut gedeckt stand, hielt freimütig des Feindes Salven aus und löste ihr Gewehr nicht eher, bis sie auf zehn bis fünfzehn Schritte an den Feind war, da dann alles, was ihr vorkam, beugen und weichen mußte.

Inzwischen avancierte die Kavallerie auf der Rechten unter Anführung der erwähnten Generale und Obersten mit so glücklichem Erfolg, daß sie alles, was vorkam, über den Haufen warfen, weil allezeit frisches feindliches Volk wieder an- und auf sie zusetzte.
Gleicher Gestalt avancierte der linke Flügel, welcher ungeachtet des Feuers, welches er in der Flanke aus dem Walde ausstehen mußte, dennoch durchdrang. Ob auch zwar einige Eskadronen durch die Menge der Feinde mehrere Male zurückgestoßen wurden, setzten sie sich doch alsobald wieder und vertrieben den Feind mit der größten Tapferkeit, wobei sie von unserer Infanterie allemal unterstützt wurden.

Die feindliche Kavallerie suchte in fortwährender Tätigkeit zu verschiedenen Malen mit aller Tapferkeit in die schwedische Infanterie einzubrechen, wurde aber allemal mit großem Verlust abgewiesen. Die feindliche Infanterie setzte sich zwar etliche Mal, aber dessen ungeachtet, mußte sie allezeit weichen. Das Dorf Wakensteen, welches mit dem dänischen Grenadier-Bataillon besetzt war, wurde unter Anführung des Herrn General-Majors Patkul von dem Obristen Schlippenbach mit den Sudermanländigern und von dem Obrist-Leutenant Stiernkrantz mit den Ostgoten in schneller Eile angegriffen und was nicht niedergemacht war, gefangen genommen. Man muß gestehen, daß die dänische Infanterie wie tapfere Soldaten gefochten. Ja, man weiß zu berichten, daß Offiziere von schwedischer und dänischer Seite im Zweikampf gegen einander gefochten, bis sie die Degen im Leibe habend, mit einander zu Boden gefallen. Mehr als einmal hat sich die feindliche Infanterie nicht allein wieder gesetzet und mit Eifer wieder getroffen, sondern auch, ehe sie weichen wol-

len, hat sie die schwedischen Bajonette in der Seite erwartet und sich solchergestalt lieber alle gefangen geben als Reißaus nehmen wollen. Es war die schwedische Armee anfänglich ziemlich erbittert, doch ekelte ihnen zuletzt ob des unzähligen Mordens und schonte die Wehrlosen. Deswegen wurde der Feind fast eine halbe Meile mit dem Degen in dem Rücken bis an das Dorf Radegast verfolgt, woselbst man wegen hereinbrechender Nacht stille zu stehen genötigt wurde, zumal da auf jener Seite schwere und große Defileen sich gefunden.

So ist dann Gott der Allerhöchste des kleinen schwedischen Haufens mächtiger Anführer gewesen und hat erwiesen, daß es ihm gleich gelte, große Dinge durch Wenige oder Viele auszurichten. Ihre Excellenz der Herr General Steinbock sowohl als der Herr General-Leutenant Duker haben überall, wo es am schärfsten hergegangen, sich finden lassen. Und muß man gestehen, wie es der Feind selbst getan hat, daß alle von dem Vornehmsten bis zum Niedrigsten mit unerhörtem und unvergleichlichem Mute gefochten.

Die Anzahl der Feinde war achtzehn Bataillone Dänische und zwei Sächsische; 47 Eskadronen Dänische und 32 Sächsische, welche letztere unter des General-Feldmarschall Graf Flemmings Kommando eine Stunde vor der Schlacht mit der dänischen Armee sich verbunden hatte. In allem waren es 79 Eskadronen und 20 Bataillone.

Die Schweden waren 19 Bataillone und 58 Eskadronen, wobei jedoch zu beachten ist, daß von jeglichem schwedischen Bataillon an Kranken, Nachgelassenen und denen, so bei der Bagage kommandiert gewesen, bis zwei- oder drittehalbhundert Mann abgegangen. So daß der Feind doppelt so stark und dazu in einem ungemeinen Vorteil sowohl der Höhe als des Windes postieret durch Gottes Hand innerhalb zweier Stunden Verlauf zerstreuet worden und alle Artillerie und sein ganzes Lager uns im Stiche lassen müssen, wiewohl sie ganz wenig Bagage bei sich gehabt und das Beste bei guter Zeit in Sicherheit gebracht. Weiter kann zur Nachricht dienen, daß von schwedischer Seite nur der Herr General-Leutenant Duker, zwei Obristen, einige subalterne Offiziere und 300 Gemeine blessieret; während an Toten nur zwei Majore, einige subalterne Offiziere und 100 Gemeine geblieben sind. Hingegen vom Feinde verschiedene Generale, Obristen und eine große Anzahl subalterne Offiziere nebst 3000 Gemeinen getötet und über 5000 Gemeine ohne die Generale und Obersten und andere Offiziere von Rang gefangen genommen wurden.

Gott, welche Sr. Königl. Majestät Waffen so mildiglich gesegnet und diesen herrlichen Sieg über die zahlreiche Menge der Feinde durch eine Armee von geringer Anzahl, deren Bagage, Vorspann, Munition und meiste Notwendigkeit in Schweden zurückbleiben mußte, auf fremden Grund und Boden so gnädiglich verliehen hat, sei einig und allein davor ewiglich gepriesen.

COPIA
eines wahrhaften Briefes von der erbärmlichen Einäscherung der Stadt Altona,

geschrieben an einen guten Freund.
Dato den 12. Januar 1713.

In Jesu Heil!
Herzlicher, geliebter, werter Freund!

Wenn ich anstatt der Tinte mit Blut schriebe, wäre es kein Wunder; denn was unsere Augen gesehen und unsere Ohren gehöret, ist erschrecklicher als es Worte ausdrücken können; doch will ich so viel als möglich eine wahrhafte Erzählung davon stellen.

Die Schlacht bei Gadebusch zwischen Pommern und Mecklenburg wird aus den Nachrichten schon bekannt sein; auch wie die Schweden den völligen Sieg erfochten und an den Dänen und Sachsen ein großes und greuliches Massakre getan. Zwar anfangs ward es hier ziemlich verborgen gehalten und durch so unterschiedliche Erzählungen noch viele an diesem Siege zweifelhaft gemacht; bis man endlich mit Entsetzen gewahr ward, daß die Schweden ungehindert ins Holsteinische eingedrungen. Darauf ging das Flüchten von allen Orten an, doch rasete man hier in Altona, vielleicht aus aufwachendem Gewissen getrieben, am greulichsten. Denn am Sonnabend vor dem neuen Jahr fing man an auszuräumen und machte es in drei bis vier Tagen so ledig, daß in den meisten Häusern nicht ein Strohhalm übrig blieb; dabei ließ man es aber nicht, sondern die Leute machten die Häuser zu und gingen davon, ungeachtet noch keine gewisse Nachricht, wo die Schweden vorhanden waren, eingetroffen war. Dies schien nun traun so graulich, als wenn ganz Altona ausgestorben wäre, und obgleich viele mutmaßten, daß die Schweden, wenn sie kommen sollten, solches notwendig übel empfinden würden, ich auch zu vielen Freunden sagte: Gott behüte die armen Menschen, daß sie nur nicht zum Brande aufgeräumet haben, so ward doch wenig auf alles reflektiert.

Endlich marschierten die Schweden in der Sonnabends-Nacht nach dem neuen Jahre 1500 Mann stark zwischen 10 und 11 Uhr ein; bei ihnen war der Herr Graf Steinbock und der bekannte Parteigänger Obrist Bassewitz in Person. Dabei ist bemerkenswert, daß gleich bei ihrer Ankunft und ihrem Einmarsch ein Haus allhier in der Langen-Straße von ungefähr aus Verwahrlosung des Feuers im Brande aufging, wobei sie noch mit Löschen halfen; wie sie denn des Sonntags ziemlich freundlich mit den Leuten umgingen. Doch da sie der ledigen Häuser gewahr wurden, auch für Geld weder Tabak noch Bier oder Brot bekommen konnten, fingen sie an zu fluchen. Darauf hat der Herr Graf Steinbock 50 000 Thaler Brandschatzung gefordert; hingegen haben die Deputierten der Stadt 40 000 Thaler geben wollen, und als er es geweigert, etliche Stunden Bedenkzeit gebeten. Danach sind sie wieder kommen und die Summe eingewilligt, die er aber

nicht mehr annehmen wollen, sondern allen Flehens und Fußfallens ungeachtet frei herausgesagt: Altona sollte und mußte brennen. Dazu ist noch ein anderer Grund gekommen, indem der dänische Kommandant erklärte, er habe von seinem König keine Order Brandschatzung zu geben; darauf der Herr General Steinbock gesagt, nun sollten sie gegen Nachts erfahren, was er für Order hätte. Also ging es die Nacht vom Sonntage zum Montage an, da Altona an allen Ecken angesteckt und innerhalb zwölf Stunden über 3—4000 Häuser aufs erschrecklichste in die Asche gelegt worden; damit Altona, welches Sodom in den Lüsten, Greueln und Ungerechtigkeiten gleich komme, auch gleiche Strafe mit Sodom erfahren müsse zu einem abscheulichen Exempel und göttlichen Zornspiegel aller Menschen.

Wie ging es aber nun mit uns? Das soll mein lieber Leser auch hören. Gleichwie wir bei der Flucht anderer Menschen nicht einen Zwirnsfaden gerührt, sondern in einfältigem Vertrauen auf Gott und seinen Schutz es gewagt haben, wenn es je auf ein Plündern los gehen sollte, so glaubten wir, daß uns nicht mehr, als was nützlich, geschehen könnte. Also schliefen wir dieselbe Nacht ohne alle Sorge bis nach 12 Uhr. Da kommt Freund . . . . mit seiner Frau und seinen Kindern und klopft stürmend an unser Fenster mit ängstlichem Geschrei, ihm aufzumachen; denn ganz Altona stünde im Feuer. Worauf wir alle aufstanden, und da wir dies feurige Trauerspiel mit Erstaunen gesehen, mit ihm nach seinem Hause liefen und seine Sachen zu uns schleppen halfen. Mittler Zeit kamen noch andere bekannte Leute aus dem Feuer zu uns gelaufen, welche gar wenig von dem Ihrigen gerettet. Wir vereinigten uns im Gebet zu Gott, und da wir leider sahen, daß auch schon um uns herum die nächsten Häuser in vollen Flammen standen, hielten wir noch brünstiger an. Da denn im Gebet meine Seele eine rechte Freudigkeit empfand, womit ich auch die andern tröstete und göttlicher Hilfe versicherte, kam mir der Gedanke, was Gott vor Alters her getan, und ob wir auch unwürdig wären, würde er doch den schwachen Funken des Glaubens und Vertrauens nicht zu schanden machen; sondern seinen Namen bei seinen Kindern und wider der Welt Unglauben verherrlichen.

Indessen machten wir uns fertig, auch davon zu gehen mit den Kinderchen, wo sie das Unserige ja anstecken sollten; denn wir hatten alles Gottes Willen übergeben, wissend, daß wir nackend vom Mutterleibe kommen und also wieder davon müßten; doch blieb mein schwaches Vertrauen noch fest. Darum als die Brenner endlich ankamen und alles voll Angst und Schrecken ward, ging ich ihnen mit Freudigkeit entgegen, und kaum hatte ich mit ihnen zu reden angefangen, da wurden diese Soldaten zu zahmen Lämmern, zogen ihre Hüte vor mir armen Kreatur ab und der eine warf die Pochhacken aus der Hand so weit er konnte. Ja, da meine Magd aus Angst die Betten von oben herunterwarf, redeten sie zu, man solle nur alles darinnen lassen, sie würden unser Haus nicht anrühren; sie sollten wohl ein Trinkgeld haben, aber von uns begehrten sie nichts. Nur möchte ich mit ihrem Kapitän, der vor der Pforte hielt, reden, damit sie keine Verantwortung hätten; denn sie wären alles anzustecken kommandiert. Ja, sie gingen gleich vom Hause weg und zeigten mir den Kapitän, dessen Herz alsofort gerührt ward, und billigte der Soldaten ihr Verschonen Wir fielen hierauf sämtlich auf unsere Knie und zerflossen fast von Tränen aus Dankbarkeit gegen unsern ewigen Erretter. Es kamen darauf noch ein paar Soldaten, die auch ganz zahm wieder weggingen. Aber damit wars noch nicht aus, noch wollte der Herr unser Vertrauen prüfen, und diese letzte und dritte Probe war die heftigste und empfindlichste. Denn kaum eine Stunde hernach kamen von einem andern Kapitän Auskommandierte und drangen ins Haus mit Feuer und bloßen Degen. Ich redete ihnen zu. Aber diese Gesellen, die Lust zu plündern gehabt, gaben mir zur Antwort, sie müßten plündern; blieben aber dann im Hause bestürzt stehen und haben keine Hand an etwas gelegt. Diese nun sagten, ihre Order wäre, anzustecken; wo ich von ihrem Kapitän nicht andere Order brächte, könnten sie nicht helfen. Der Kapitän hielt hinter einem grausamen Feuer und der Rauch war schon wie die dickste Finsternis. Ich stieg über zwei Planken, sah aber noch keinen Kapitän; fragte einige Soldaten, die hinter das Feuer liefen, wo er hielt. Ich fragte, wie da durchzukommen wäre, da möchte ich zusehen, war die Antwort; nun wagte ich es auf Gott, lief ins Feuer und fielen mir zu beiden Seiten die brennenden Balken herunter. Ich kam unversehrt hindurch und traf auch den Kapitän an, dem ich freundlich remonstrierte, daß wir Fremdlinge allhier wären, die im Exil lebten und hätten mit niemanden etwas zu tun. Aber die Antwort des Kapitäns war hart: Der Henker möchte wissen, wer wir wären und das Haus einem andern gehöre, so würde nur dem damit gedienet, dem das Haus zustünde.

Kaum aber waren diese Worte heraus, so war sein Herz gleich anders gerührt, und er ritt in einem weiten Umweg und rief die Brenner davon ab, welchen unterweilen fast die Zeit zu lang werden wollen, gingen aber darauf mit der größten Freudigkeit davon; und also saßen wir mitten im Feuer, welches auf allen Seiten um unser Haus herum brannte; aber die Flammen haben uns nicht ergreifen dürfen.

Nun wissen wir wahrhaftig, daß der Herr ein lebendiger Gott ist und hilft allen, die ihm vertrauen. Er tut große Wunder und hält fest an seiner Zusage. Jesaias Kap. 43 da er spricht: Fürchte Dich nicht; denn ich habe Dich erlöset. Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, Du bist mein. Denn so Du durchs Wasser geheſt, will ich bei Dir sein, daß Dich die Ströme nicht sollen ersäufen. Und so Du ins Feuer gehst, sollst Du

nicht brennen und die Flamme soll Dich nicht anzünden; denn ich bin der Herr, Dein Gott, der Heilige in Israel, Dein Heiland. — Dies werde zum ewigen Gedächtnis in unsere Herzen geschrieben, auf daß der Herr allein groß bleibe, wir aber in Demut ganz zernichtet werden mögen. Nun sind von der Menge vieler Tausend Häuser nicht über zweihundert mehr übrig geblieben in dem so großen Altona.

Sr. Königl. Majestät
zu Schweden 2c. 2c. Meines Allergnädigsten Königs Rat, verordneter General en Chef und Oberkommandeur über Seine in Deutschland stehende Armee,
Graf Magnus Steinbock.

Entbiete allen und jeden den holsteinischen Einwohnern meinen freundlichen Gruß.

Werteste Glaubensgenossen!

Das grausame Kriegsfeuer, welches die wider Meinen Allergnädigsten König und Herrn zusammen verschworenen Feinde ohne alle auch die geringsten ihnen gegebenen Ursachen angezündet und von vierzehn ganzen Jahren her, leider Gottes, jämmerlich gebrennet, viele weit entfernte Länder durchstrichen, auch großes Blutvergießen angerichtet, nähert sich auch euren bisher ruhig gewesenen Grenzen. Gott, dem nichts verborgen ist, weiß es, mit was vor mitleidenden und erbarmungsvollen Herzen ich dieselbigen jetzt betreten muß. Ihr wisset aber auch, ja es ist der ganzen Welt bekannt, wie man mich mit Sr. Kgl. Majestät Waffen wider meinen Willen in dieses Land gezogen hat; denn wem ist nicht bewußt, daß Se. Kgl. Majestät von Dänemark, dessen gekröntes Haupt ich allezeit im tiefsten Respekt verehre, durch seinen zweimaligen Friedensbruch zu dem Land und Leute verderblichen Kriege den unglücklichen Anlaß gegeben habe?

Mein Allergnädigster König und Herr Karl der Zwölfte von Schweden war dazumal mit seinem ganzen Reiche in stiller Ruhe; seine einzigen Gedanken und Absichten gingen dahin, wie er die von Gott ihm anvertrauten Länder und Untertanen in Frieden und Ruhe regieren könne; mit seinen Nachbarn aber, insonderheit mit denjenigen, welche das zarte Band des Geblütes so innig an ihn bindet, in gutem Verständnis und beständiger festen Liebe und Freundschaft leben möchte; wohl erwägend den sonderbaren Gefallen, den der Allerhöchste daran hat, wenn Brüder einig sind und Nachbarn sich lieb haben; wie hingegen die unausbleibliche Strafe Gottes über denjenigen schwebt, der solches Band der Einigkeit trennt.

Allein welchen unglücklichen und niemals genug zu beweinenden Strich machte man wohl durch diesen so schönen, so löblichen und so christlichen Vorsatz? Einerseits brach Se. Majestät der König von Dänemark den mit Sr. Majestät den König von Schweden errichteten Frieden durch das an das Herzogtum Holstein gerichtete Unrecht; andererseits fiel König August, Kurfürst in Sachsen, eben da er durch Gesandte um beständige Freundschaft anhielt, in Liefland ein. So unterließ der Zar von Moskau nicht, mit einer unzähligen Menge bewaffneter Völker Ingermanland zu überschwemmen und dadurch das ruhige Königreich Schweden von allen Seiten anzugreifen. Was meinet Ihr wohl, werteste Glaubensgenossen, wie höchst empfindlich das so friedliebende Herze meines Allergnädigsten Königs damals ist gerührt worden und um wie viel heftiger dasselbe geschmerzet hat, als auf die kurz darauf erfolgten Travendalische und Alt-Ranstädtische Friedensschlüsse Se. Majestät von Dänemark mit den Nordischen Alliierten ohne alle die geringste ihnen gegebene Ursache wiederum aufs neue gebrochen, die durch so heilige, abgetretene und dem Königreich Schweden von so langen Jahren her einverleibte Provinz Schonen feindlich angegriffen, des Herzogtums Bremen sich unbilliger Weise bemächtigt, Stade mit Feuer geängstigt, Pommern mit den verbündeten Russen überschwemmt, ausgesauget, verheeret und verwüstet; auch alle unter der Hand gemachten Friedensvorschläge verworfen, um den so blutigen Krieg wider Schweden noch weiter fortzusetzen. Was dünket Euch bei so gestalten Sachen wohl, ob meines Allergnädigsten Königs und Herren Waffen, welche ihm die Allmächtige Hand Gottes zur Beschützung seiner Länder verliehen hat und die bei ihrer gerechten Sache durch Gottes gnädigen Beistand allemal wunderlich und augenscheinlich sind gesegnet worden, ebenfalls um sich zu greifen und Eure Länder, so wie an Pommern und Bremen geschehen ist, aufs äußerste zu verwüsten nicht gleichen Fug und Recht haben können? Jedoch damit nicht allein Ihr, sondern auch die ganze Welt sehen möchte, wie glimpflich man unsererseits mit den dem Feinde zugetanenen Provinzen zu verfahren gesonnen, wie man Euere gänzlichen Ruine keineswegs verlanget, sondern der aller christlichen Intention, meines Herrn und Königs gemäß, christlich gegen Euch gesinnet sei und auf nichts anderes das Absehen gerichtet habe, als wie man dem vielen Blutvergießen Ziel und Maß setze; so könnt Ihr versichert sein, daß man Euch gewiß nicht mit solcher Grausamkeit — wie der feindlichen Truppen in Pommern, Bremen, Finnland, Liefland und Ingermanland kläglich verübet — begegnen werde, woferne Ihr nur nicht selbst durch vorsätzliche Widerspenstigkeit Euch einiges Unglück über den Hals ziehet. Lasset aber, werteste Glaubensgenossen, dasjenige, was an Altona geschehen, in Eurem Sinne nicht für eine unbillige und gegen Kriegsgebrauch verübte gewalttätige Verheerung und Verwüstung angesehen sein, dieweil solcher aus unwiderstreitlichen Kriegesrecht geschehen, vermöge welches man allezeit befugt ist, nicht allein seinem Feinde allen hauptsächlichsten Abbruch zu tun, sondern auch vollkommene Vergeltung der von unsern Feinden verübten Gewalttaten zu gebrauchen. Euch

hat ja das göttliche Band des Glaubens an uns geknüpfet; Unsere Könige überdies noch die zarte Blutsverwandtschaft. Ist es also nicht schrecklich, ist es nicht unnatürlich, daß unter uns, die wir Brüder, Nachbarn und Glaubensgenossen sind, keine Treue, kein Glaube, keine Liebe zu finden ist, und das Schwert dergestalt unter uns wüten sollte! Ihr seht meines Allergnädigsten Königs und Herrn redliches Gemüte, welches nichts anderes als die Ausbreitung der Ehre Gottes und einen beständigen Frieden, in dem christlicher Länder Heil und Wohlfahrt bestehet, sehnlich suchet und wünschet.

Fasset also auch dergleichen löbliche Gedanken, betrachtet das Unrecht, welches Schweden durch die Friedensbrüche seiner Feinde erlitten, nehmet sowohl im Herzen als in der Tat zu Eurem eignen Besten Partei von unserer gerechten Sache. Verhindert aber ja aus allen Euren Kräften, daß die so oft gemeldete Sr. Königl. Majestät Eures Königs Bundesgenossen, deren schreckliche Grausamkeit das arme Pommern schmerzlich erfahren, nicht Feuer und Schwert in Eure Grenzen über Eure eignen Häupter führen. Tretet demnach den unter meinem Kommando stehenden Truppen in allen Dingen bei und dann seid versichert, daß Ihr durch Gottes Hilfe alles Euch angedrohte Uebel und Unglück ablehnen und hingegen Euch alles Liebes und Gutes zu mir gewiß werdet vorsehen können. Wenn Ihr aber meine getreue Warnung wider Vermuten solltet in den Wind schlagen und nicht alle äußersten Kräfte vorkehren, um die Moskowitische Macht mit ihrem Anhang durch Verhinderung der Zufuhr von Euern Grenzen abzuhalten, so könnt Ihr Euch dann selbst die Schuld beimessen, wenn Ihr deren Grausamkeit, die weder Freund noch Feind schonet, sondern ohne Unterschied wütet, an Euch und den Eurigen schmerzlich werdet empfinden müssen und außerdem noch meiner unausbleiblichen Ahndung gewärtig sein. Dahingegen seid versichert, daß das schwedische Blut, so Eure Felder nun zu Eurem Schutz und zur Beförderung der allgemeinen Ruhe bezogen, niemals wird von der Stelle weichen, bis durch Gottes Gnade behauptet ist, daß keine russische Macht in dem Holsteinischen oder dem heiligen römischen Reiche, wozu ihnen auf keinerlei Weise das geringste Recht oder nur scheinbarer Anspruch zukommen kann, jemals ihren Fuß setzen möge.

Gegeben im Hauptquartier zu Heyde,
den 16. Januar 1713.

Magnus Steinbock.

(L. S.)

(Fortsetzung folgt.)



„Stralsund“.

(Zum erfolgreichen Gefecht des Kreuzers „Stralsund“.)

Von **Paul Deichen**, Eberswalde.

In den Ruhmesblättern der Geschichte
Leuchtest, Stralsund, du in hellem Sonnenschein!
Botest Trutz dereinst dem stolzen Sieger
Vor dem alles zitterte — dem Wallenstein!

Heute lodern wieder Kriegesflammen.
Neid hat gegen uns die ganze Welt erregt! —
Brav mit Ruhm bedeckt hat sich der Kreuzer,
Der den trauten, lieben Namen „Stralsund“ trägt!

Nicht ließ ihn der Feinde Zahl erbeben.
„Stralsund“, die Parole hat sich gut bewährt!
Drauf! wie einst die Väter, ist die Losung!
„Stralsund“ wurde heute neuer Glanz beschert!

In den Ruhmesblättern der Geschichte
Leuchtest, Stralsund, du in hellem Sonnenschein!
Wind'st den wackern Träger deines Namens
Freudig in den Lorbeer deines Ruhms mit ein!

„Kleiner Kreuzer“ heißt's in den Berichten! —
Doch wer solche brave, wackre Tat vollbracht,
Reiht sich ein in Zukunft unsern Großen,
Die als Vorbild leuchten uns in Sonnenpracht

Katharina Zitelmann.

Von **Erich Müller-Steglitz.**

Wir grüßen Dich zum siebenten Jahrzehnt,
Im Weltkriegsjahr, da alles wankt hinieden,
In heißem Ringen sich die Menschheit sehnt
Nach einem wonnevollen Völkerfrieden:
Da feiern wir den Tag, wo Du erwacht
Zu einem reichgesegnet langen Leben,
Das unter Weihnachtsklängen Dir gelacht,
Die ihm ihr festliches Geleit gegeben
Und die gestimmt von seinem Anbeginn
Auf Fried' und Freude Deines Herzens Saiten,
Daß ruhevoll mit sich'rem klarem Sinn
Du konntest froh durch die Jahrzehnte schreiten.

So schau'n wir Dich, des Bundes teures Haupt,
Das ferner nie ein Ungemach mehr streife,
In einer Jugend, die kein Alter raubt
Und ihren Goldhauch webt um Erntereife.
Wir schaun Dich noch in Deiner vollen Kraft,
Die einst zum Werk der Feder Dich getrieben,
Und alles, was Du je voll Geist geschafft,
Für Recht und Wahrheit hast Du es geschrieben,
Und hälst noch heut' in pflichtgetreuer Hand
Mit Unermüdlichkeit des Bundes Zügel,
Ob auch die Sehnsucht nach entferntem Strand
Oft in Dir regte ihre Wanderflügel.

Sie trugen manches Mal Dich über's Meer,
Und Indiens Wunder, Japans Blumenauen,
Egyptens Sonne, Chinas Bauten hehr,
In Wort und Bild Du ließest sie uns schauen.
Nun steht die Welt in Brand: zum Ferngefild
Nicht zieht's Dich mehr an tropische Gestade,
Der Heimaterde all Dein Wünschen gilt,
Dem großen Frieden und der Siegergnade.
Der Spruch, der über Deiner Wiege stand:
„Ehre sei Gott und Friede auf der Erden
Und an den Menschen Wohlgefall'n" — dem Land,
Dem ganzen Volk soll er Erfüllung werden.

Wohl schweigen ob dem Ziel so heiß ersehnt
Die eig'nen Wünsche, doch den einen legen
Wir Dir an's Herz: im kommenden Jahrzehnt
Den Bund noch lang zu schirmen und zu pflegen.
Spür' unsern Dank für alle Deine Treu'
Und unsre warme Liebe herzerlabend:
Gesegnet sei an jedem Morgen neu
Und immer lichter werd's um Deinen Abend!"

Dieser warm empfundene Prolog Erika Kraft's war der Auftakt zu einer stimmungsvollen Feier, die der Deutsche Schriftstellerinnenbund in Berlin zum 70. Geburtstage seiner langjährigen und verdienstvollen Vorsitzenden, Katharina Zitelmann, am 27. Dezember veranstaltete und die so recht Zeugnis ablegt von der großen Liebe und Zuneigung, deren sich die Jubilarin in ihrem Wirkungs und Freundeskreise erfreut. Aber nicht nur die Verdienste und Erfolge auf diesem engeren Gebiete veranlassen mich heute zu einem Aufsatze über unsere hochgeschätzte Landsmännin — wir wollen vor allem hören, was ihr, der Vielgereisten, die gebildete Welt außerdem noch zu verdanken hat.

Die Zitelmann's sind, wie die Dolan's und Graßmann's ein Patriziergeschlecht Stettins, eine Gelehrten- und Künstlerfamilie, aus der außer Katharina besonders ihr in Bonn lebender Bruder, der Rechtsprofessor und Dichter Ernst Zitelmann, und ihr Neffe Conrad Telmann hervorragen. Katharina Zitelmann erblickte am 26. Dezember 1844 zu Stettin das Licht der Welt als Tochter des Geh. Regierungsrates Otto Conrad Z., Verfassers des von Prof. Dr. C. Ad. Lorenz vertonten Oratoriums „Otto der Große", der „Norddeutschen Bauerngeschichten", des Pfarrers von Buchendorf" und der „Bilder aus der Beamtenwelt"; ihre Mutter war eine geborene von der Marwitz. Bis zum Tode des Vaters (1889) verblieb Katharina in Stettin und begab sich dann auf Reisen; mehrere Jahre brachte sie in Rom, Paris und London zu und wählte nach ihrer Rückkehr Berlin zu ihrem ständigen Wohnsitze. 1894 machte sie eine größere Reise nach Italien, Aegypten und Griechenland, besuchte etwa zehn Jahre später Vorder- und Hinterindien sowie Tibet und 1907—8 China, Japan und Amerika. Die Früchte dieser stets allein unternommenen Reisen sind zahlreiche anschauliche und packende Schilderungen von Land und Leuten und mehrere Romane, die zu den besten der Frauenliteratur gezählt werden. So „Unter ägyptischer Sonne" (Carl Dunkers Verlag 1900) und „Vor den großen Mauern" — aus Chinas jüngster Vergangenheit — (Engelhorns Verlag 1910); ferner das treffliche „Indien, ein Buch für Reisende und Nichtreisende" (Leo Woerls Verlag). Katharina Zitelmanns erster Roman „Im Kampf um die

Ueberzeugung" erschien 1889; es folgten „Wo liegt die Schuld?" (1892), „Alte Liebe" (1903), „Die berühmte Frau", „Denn alle Schuld rächt sich auf Erden", beide 1904 erschienen, letzterer bei Carl Dunker. Mit hübschen, vielgelesenen Novellen trat unsere Landsmännin bereits 1884 an die Oeffentlichkeit; „Was wird sie tun?" nahm Paul Heyse in seinen Novellenschatz auf. „Ideale und Dissonanzen" und „Sohn und Richter" (1900) erfreuen sich gleichfalls weitester Verbreitung. „Die Andalusierin" (Der Bräutigam wider Willen und anderes) verdient wegen der sehr feinen Menschenzeichnung ernste Beachtung.

Katharina Zitelmann, die zum Teil unter dem Pseudonym K. Rinhart geschrieben hat, versteht es auch, durch Vorträge mit Lichtbildern, nach persönlichen Aufnahmen an Ort und Stelle, zu fesseln; ihre Themen sind u. A. „Wanderungen durch Britisch-Indien", „An der Grenze von Tibet" (Der Buddhismus und Brahmaismus, Simla und Darjeeling im Himalaya), „Im lachenden Birma und in Ceylon", „Von den Wunderbauten Kambodjas nach Siam und Birma", „Im Reiche des Zopfes und der großen Mauern", „Im heiligen Lande und in Syrien", „Das alte und das neue Japan", „Auf der anatolischen Bahn durch Kleinasien."

Eine lebenswahre Büste unserer Landsmännin hat kürzlich übrigens der einheimische Meister Martin Meyer-Pyritz geschaffen — noch zu Lebzeiten eine Anerkennung, die die überaus anspruchslose und bescheidene alte Dame, die mit ihrer als Konzertsängerin und Gesangslehrerin sehr geschätzten jüngeren Schwester Valerie zusammenlebt, sicherlich hoch erfreut haben wird. Auf sie trifft zu, was sie einmal von den Menschen gesagt hat, die zugleich geistreich und gütig und tief sind: „Das sind die Leuchten, die vor uns einherziehen und uns das Leben lebenswert machen, die über dasselbe hinausweisend uns goldene Fernen erschließen."



Einst — und Jetzt.

Von **Katharina Zitelmann.**

Bei Freunden war es. Man hatte sie zu Tisch eingeladen, um einen Gast unterhalten zu helfen, einen durchreisenden Fremden, der geschäftliche Beziehungen zum Hausherrn hatte und aus derselben Stadt gebürtig war wie sie.

„Wer kommt denn?" fragte sie die Hausfrau, als sie sich ein wenig vor der festgesetzten Stunde einfand.

„Arnstadt heißt der Herr."

Ihr stockte fast der Atem, als sie den Namen hörte. Alles Schönste und Holdeste und Bitterste und Trostloseste, das sie erlebt, es knüpfte sich an ihn. Der Mann war ihr Schicksal gewesen, der Grund, daß sie unverheiratet geblieben. Wie hatte sie ihn geliebt! Und auch seiner Liebe sicher, hatte sie Jahr um Jahr auf ihn gewartet; ihre Jugend wor darüber hingegangen. Dann hatte er eine andere geheiratet. Warum, das wußten die Götter. —

Wie lange war das nun her? Ein Vierteljahrhundert bald, seit sie zum letztenmal ihre Hand in die seine gelegt — eine lange, lange Zeit! Und doch schien es ihr, als sei es gestern gewesen; sie hörte noch den weichen Laut seiner Stimme, sah sein schönes Angesicht sich zu ihr neigen, fühlte den warmen Druck seiner Rechten — jede Kleinigkeit stand zum Greifen deutlich vor ihrer Erinnerung. Und nun sollte sie ihn wiedersehen!

„Sie kannten sich, nicht wahr, Frida? Ich brauche ihn nicht vorzustellen?" fragte die Hausfrau.

Sie bejahte in einer so gleichgültigen Art, als ob sie nur mechanisch antworte und an ganz etwas anderes dächte. Das tat sie auch. Sie dachte zurück an ihre Jugend, an ihre große, große Liebe, an all das Glück und das Herzeleid, das er ihr bereitet, an all die blutigen Tränen, die sie geweint um seinetwillen. Aber fort damit! Das lag ja so weit hinter ihr. Gekämpft und gerungen hatte sie, sich frei gerungen und war gesundet und hatte ihre Kräfte, die sie jahrelang in der unseligen Leidenschaft vergeudet, brauchen gelernt. Warum ihr nur das Herz so klopfte! Ein seltsames Gefühl ist's doch, den wiederzusehen, der einem einst so nahe gestanden! Wie er wohl aussehen mochte? Ob er erschrocken sein würde, sie zu treffen? Er war nicht

vorbereitet wie sie. Gott sei Dank, daß sie Zeit hatte, sich zu fassen.

Vollkommen ruhig trat sie ihm entgegen mit unbefangener Begrüßung.

Er stutzte, erkannte sie, und dunkles Rot übergoß sein Gesicht. Sie freute sich des; und dann empfand sie nichts mehr als grenzenloses Staunen. Das war er? Dieser behäbige, korpulente Herr mit dem dicken roten Gesicht, der Brille und dem grauen Haar? Unmöglich! Das konnte nicht der Jüngling mit dem idealen Kopf sein, der einst seiner Schönheit wegen berühmt war! Sie starrte ihn an — und lachte. Sie lachte sich selbst aus. Wie hatte sie nur —? — — Ja, jetzt erkannte sie ihn doch; im Profil fand sie die edlen Züge wieder, freilich vergröbert, verschwommen, gleichsam materialisiert.

„Er sieht gut aus," flüsterte die Hausfrau ihr befriedigt zu. „Mein Mann sagt, er sei gescheit und liebenswürdig. Sie haben ihn wohl nicht näher gekannt, Frida?"

Sie zuckte ein wenig mit den Achseln. „Es ist so lange her! Ich suche nach der Brücke, die vom Einst zum Jetzt hinüberführt, und finde sie nicht."

Bei Tisch saß sie ihm gegenüber. Er hatte das Wort; sie hörte zu und beobachtete ihn. Ein alltäglicher Erdensohn war es, der da sprach; kein Funke von Geist, von Feuer, von Schwung und Poesie blitzte auf. Wo war das alles geblieben? Er hatte es doch besessen? Oder täuschte sie sich? Hatte sie es nur in ihn hineinphantasiert? Mit Gewändern, die sie selbst ihm umgehängt, einen Helden aus ihm gemacht?

Nein, sie war ungerecht! Er war es doch gewesen, der ihr geistiges Leben erweckt und genährt hatte. An ihm war sie ja emporgewachsen. Wieviel verdankte sie ihm! Und plötzlich wußte sie, daß nicht er es war, der sich verändert hatte; er war wohl derselbe geblieben, der er gewesen; sie aber sah mit anderen Augen, hatte eine höhere Schätzung der Dinge und Menschen sich zu eigen gemacht.

Lasten wälzten sich ihr von der Seele; die innere Spannung wich. Immer heiterer ward sie, immer lebendiger. Bald schiffte sie im vollen Fahrwasser ihrer oft gerühmten Unterhaltungskunst, war der Mittelpunkt des kleinen Kreises, und der Gast richtete fast nur noch an sie das Wort. Sie, die Bescheidene, ward sich mit Stolz ihrer Ueberlegenheit bewußt. Wie hatte sie einst zu ihm aufgeblickt, als zu einem höheren Wesen; jedes Wort aus seinem Munde war ihr wie eine Offenbarung gewesen. Und nun? Wie sie ihn überwachsen hatte! Freudig empfand sie all den inneren Reichtum, die Fülle von Kräften, über die sie gebot, und die sie zu nutzen gelernt, all die Lebensenergie, die ihr geholfen, sich aufzuraffen aus ihrem Elend und ihr Dasein befriedigend zu gestalten. Sie hatte sich entwickelt zu einem ganzen Menschen — und das, ja das verdankte sie dennoch diesem unbedeutenden Manne mit dem breiten roten Gesicht, der Liebe, die er in ihr entzündet, dem Schmerz, den er ihr bereitet. Der Schöpfer ihrer Seele war er gewesen — wie durfte sie ihm zürnen oder gar in gering achten?

Alle Bitterkeit schmolz aus ihrem Herzen dahin. Freundlich sprach sie zu ihm. Wollte es ihr doch plötzlich scheinen, als wäre er, indem er sie verschmäht, ihr Wohltäter gewesen. Hätte sie sich an seiner Seite entwickelt, wie sie es getan? Wäre sie nicht vielleicht in dem alltäglichen Philisterdasein, das ihm genügte, verkümmert? Eine Frau, die liebt, bleibt dort, wo der Geliebte steht; ja, hätte sie ihn mit emporziehen können, aber sie sah es ja deutlich, die Flügel fehlten ihm, er wäre immer zurückgestürzt zur Erde, und das, das hätte sie tief unglücklich gemacht. Das ersehnte und erhoffte Glück wäre in Scherben gegangen.

Immer bedrückter und stiller blickte er sie an, als denke er vergangener Zeiten. Wandelte ihn eine späte Reue an, begriff er jetzt erst, welchen Wert die Seele gehabt, die er einst sein eigen genannt und dann vergessen?

Sie aber hob stolz und frei das Haupt. Nun erst schloß sie ab mit ihrer Vergangenheit. Wie arm, wie beklagenswert war sie sich stets erschienen, weil sie allein stand, wie hatte sie im tiefsten Innern denen recht gegeben, die für das Weib nur in der Liebe den Zweck des Lebens erkennen. Heute begriff sie, daß es ein Verbrechen sei gegen das reiche Leben, seinen Inhalt ausschöpfen zu wollen mit dieser Liebe, die so vergänglich und oft so irdisch ist. Eine Phase war sie in der Entwicklung des Menschen, eine Leiter, um emporzusteigen, nicht einziger Zweck des Daseins.

Etwas aus sich zu machen, etwas Tüchtiges und Edles zu sein, ein Mensch, der wirkt und schafft, die er in ihr entzündet, dem der wirkt und schafft, sich selbst und anderen zum Nutzen und zur Freude, und dabei immer aufwärtsklimmen, höher und höher — war das nicht auch ein Ziel, des Lebens wert, das höchste vielleicht, und eins, das erst die neue Zeit für die Frau erobert hatte?

Etwas von den Menschen.

Von **Katharina Zitelmann.**

Ein geistreicher Mensch wird bewundert, umdrängt, umschmeichelt und — schnell vergessen.

Ein gütiger Mensch wird geliebt. Man sucht bei ihm Trost und Hilfe in den Stunden der Trübsal und Not.

Ein tiefer Mensch wird nur von wenigen erkannt und beachtet. Die aber schöpfen aus ihm Labung und Kraft wie aus einem kühlen Bronnen.

Einige gibt es endlich, die geistreich und gütig und tief sind. Das sind die Leuchten, die vor uns einherziehen und uns das Leben lebenswert machen, die über dasselbe hinausweisend uns goldene Fernen erschließen.

Mittelalterliche Strandgerechtigkeit auf der Insel Rügen.

Von Prof. Dr. **A. Haas.**

Matthäus von Normann, geboren um 1490 als Sohn Heinrichs von Normann auf Dubnitz, studierte 1512 in Greifswald die Rechte und ward dann Gerichtsschreiber der rügenschen Landvögte Waldemar zu Putbus (1496—1517), Degener Buggenhagen (1517—1523) und Wilken von Platen (1523—1535). Im Jahre 1534 wurde er Kirchherr zu Patzig auf Rügen, doch ließ er das kirchliche Amt durch einen Viceplebau verwalten. Er selbst hielt sich meist auf dem Festlande auf, und als sich ihm dann nach dem Tode des Camminer Bischofs Erasmus von Manteuffel (gest. 1544) die Aussicht eröffnete, dessen Nachfolger zu werden, ging er noch einmal an die Greifswalder Universität und begann hier Theologie zu studieren. Die Aussichten erfüllten sich jedoch nicht. Michaelis 1551 wurde Matthäus von Normann dann Landvogt von Rügen und versah dieses Amt bis zu seinem Tode. Er starb in Stralsund am 25. April 1556. Vgl. Frommhold in der Einleitung zu seiner Ausg. des Rüg. Landrechtes, Stettin 1896, und in der Festschrift für Lemcke, Stettin 1898, S. 67 ff.

Matthäus von Normann hat uns ein literarisches Werk hinterlassen, das für seine Zeit hochbedeutsam war und für uns ein wichtiges Quellenwerk bildet. Das ist das Rügensche Landrecht. Dasselbe ist uns in zwei Fassungen überliefert. Die ältere und kürzere Fassung ist in der Zeit zwischen 1525—1531 entstanden; sie liegt uns in den Ausgaben von J. C. H. Dreyer und G. Frommhold vor. Die jüngere und ausführlichere Fassung stammt vermutlich aus den Jahren 1546—1549; sie ist der Ausgabe von Th. H. Gadebusch, Stralsund 1777, zu grunde gelegt.

Dieses im ausgehenden Mittelalter von Matthäus von Normann aufgezeichnete Landrecht enthält die auf Rügen vom 13.—16. Jahrhundert gültig gewesenen Rechtsbräuche und ist dadurch für die Erkenntnis nicht nur der alten Rechtsgeschichte, sondern vor allem auch der Kulturgeschichte des Landes sehr wichtig. Die Sprache, in der das Werk verfaßt ist, ist das Mittelniederdeutsche des ausgehenden Mittelalters. Dieses ähnelt zwar sehr dem noch jetzt üblichen, rügenschen Plattdeutschen, es enthält aber auch viele veraltete Wörter und Wendungen und erschwert dadurch die Lektüre für den Laien.

Ich habe im Folgenden vier hintereinander folgende Kapitel aus der jüngeren Fassung unter der Ueberschrift „Strandgerechtigkeit“ zusammengefaßt und ins Hochdeutsche übertragen. Diese Kapitel gewähren uns einen guten Einblick in die entsprechenden rügenschen Verhältnisse. Die Kapitel haben im einzelnen folgende Ueberschriften: XI. Von den Strömen, Stranden, Stranddriften, Fischereianlagen und Wassergerechtigkeit, insbesondere F(ürstliche) G(naden) betreffend. XII. Von den Binnenstranden. XIII. Von den Schiffsanlegestellen und gemeinen Fähren binnen Landes. XIV. Von den Fähren.

I.

Es gibt zweierlei Strande und Ströme: der eine Strand ist der Außenstrand (Butenstrand), der andere der Binnenstrand. Der Außenstrand beginnt vor dem Neuen Tief 1) und geht um das Land und um Hiddensee herum bis zu den Dünen, die auf dem Buger Ort 2) und vor dem Gellen 3) liegen.

Aller stranddriftigen Güter, die aus der „Wilden See“ kommen und nicht innerhalb einer geschlossenen Wiek binnen Landes an Land treiben, nimmt sich der Gardvogt oder der Landvogt von wegen des Landesfürsten an. Hiervon sind ausgenommen die an den Außenstrand schießenden Besitzungen derjenigen, welche darüber besondere Privilegien oder friedsamen Besitz vom Landesfürsten haben oder im „innehabenden Gebrauche“ vom Landesfürsten begnadet sind, wie die Herren von Putbus, die Herren von Jasmund auf Spyker und so viele sonst im Gebrauche sitzen. 4)

Wo nun solche Wieken binnen Landes unbehinderten Zugang haben, da läßt der Gardvogt die stranddriftigen Güter bergen und schickt dem Landvogt Botschaft darüber zu; dieser verhandelt alsdann mit den Leuten, damit ein jeder um einen billigen Bergelohn, nach Gelegenheit der Zeit und der Güter, das Seinige, was da geborgen ist, wiederbekommen möge.

Wenn stranddriftige Güter, bei denen kein Schiffsvolk ist, an Land kommen, so nimmt sich dieser der jeweilige Besitzer des Strandes an, wie der Landesfürst und die in vorgenannter Weise Privilegierten. Wenn es Ware ist, die dem Verderben nicht ausgesetzt ist, so verwahrt man sie Jahr und

Tag zum Besten seines Besitzers, ob etwa jemand käme, der rechte Auskunft darüber geben könnte; ist es leicht verderbliche Ware, so verkauft man sie und verwahrt das dafür vereinnahmte Geld nach Abzug des Bergelohns Jahr und Tag für den Besitzer.

Wenn jemand betroffen wird, daß er stranddriftige Güter heimlich bei Seite bringt oder versteckt, so bestraft man ihn mit der höchsten Strafe, die auf Diebstahl steht, wofern der Kaufmann als Kläger gegen ihn auftritt.

Findet jemand etwas von stranddriftigen Gütern am Strande, so muß er es liegen lassen und dem Gardvogte Anzeige erstatten, oder (er muß es) hinbringen, oder (er muß es, wenn keins von beiden geschieht) mit Eiden und Wiedererstattung ersetzen oder bezahlen und muß „den Hals lösen“ 5), wie er es mit dem Landvogte oder mit dem, in dessen Gebiet solches geschehen ist, aufs Genaueste verabreden kann.

Alle Fischereianlagen und Fischereiniederlassungen 6), in denen man Heringe oder andere Fische fängt und in denen um dieser Ursache willen Buden am Strande aufgebaut werden, dürfen nur mit Wissen und Willen der landesfürstlichen Amtleute oder derer, die auf Grund der landesfürstlichen Privilegien die gleichen Gerechtsame gebrauchen, errichtet werden. Diese nehmen auch Platzgeld (Stedegeld) und Matthering 7), wie es von altersher Gebrauch zu sein pflegt; „darnach ein jeder Wurf mit seinem Fischende“ 8).

Weil nun der Allmächtige Gott zu Herbstzeiten solche reichen Gaben an Hering nicht nur für den Kaufmann, sondern auch für die Armut und für den Ackersmann, adlig und unadlig, gnädig gegeben hat, so pflegten deswegen die alten Landvögte, zu Zeiten der von Barnekows, von Krakevitze und Bugenhagen, und noch lange vor diesen also zu verfügen: an zwei Tagen in der Woche, die man über das ganze Land öffentlich ankündigen zu lassen pflegte, durfte kein Kaufmann oder Fischer Heringe aufkaufen oder wieder verkaufen, sondern alles, was dann an Land kam, kaufte der Landmann, und diesem durfte man — falls sie sich anders über den Preis nicht einigen konnten — den Kauf nicht höher oder teurer geben, als ihn der Kaufmann tagszuvor gekauft und bezahlt hatte. — Diese gute Gewohnheit und langgebrauchte Gerechtigkeit ist jetzt (d. i. um 1546—1549) fast ganz abgekommen, zum großen Schaden und Verderb des gemeinen Mannes und besonders der Armut. Daher kommt es, daß jetzt der Landmann und die Armut nicht einen Hering bekommen können, wenn sie ihn auch doppelt hoch bezahlen wollten, wie sie doch auch sonst mehr als der Kaufmann geben müssen.

Alle Vergehen 9) und alle Untaten, die auf den vorgenannten Stranden, auf dem Lande wie auf dem Wasser, von den Fischern oder sonst verübt werden, richten und bestrafen die landesfürstlichen Amtleute und die, die in der vorbezeichneten Weise vom Landesfürsten befreit sind.

Der Landesfürst hat auf den Stranden bei aller Ware, die bei Stranddriften zu Kaufe kommt, den Verkauf.

Aber alle Vergehen, die da auf dem Wasser und auf den Strömen geschehen, auch alle Untaten, die, soviel man das feststellen kann, auf den Strömen und auf dem Lande geschehen, — zum Unterschiede vom Wilden Meere und Strome gehört auf dem Binnenstrande, wo man des Stromes ungewiß ist, die Tiefe bis auf einen Axtwurf 10) vom Lande ins Wasser hinein, den Landesfürsten, während den nach dem Lande zu gelegenen Teil der Besitzer des Vorstandes richtet; so ist es für Recht befunden zwischen Wilken von Platen und Gödike von der Osten — richtet und straft der Landesfürst allein.

Dem Landesfürsten gehört auch alle herrenlose Ware, die auf dem Wasser oder auf dem Meeresgrund gefunden wird.

Es gebührt sich auch, daß die landesfürstlichen Amtleute auf den Heringsfangstellen sich mit den Fischern vergleichen und eine bestimmte Zeit festsetzen, vor welcher bei billiger Strafe niemand des Morgens auf See gehen oder nach welcher niemand am Abend an Land kommen darf. Dies geschieht, damit niemandes Garne unbefugterweise besehen oder versetzt werden, woran den armen Fischern viel gelegen ist.

Wenn jemand betroffen oder beschuldigt wird, daß er eines anderen Garn gelichtet, abgeschnitten, losgehauen oder aus böser Absicht versetzt und unterdrückt hätte, so büßt er, falls er sich von dem Vorwurf nicht freimachen kann, 60 Mark 11) an den Landesfürsten und 3 Pfund 12) an den Kläger und bezahlt ihm die Garne, soviel durch ihn weggekommen sind, und an Hering soviel, als die Nachbarn während der Nacht in ebenso vielen Garnen gefangen haben. Geschieht dies unvorsichtigerweise durch Versäumnis des Steuermanns und der Mannschaft, so büßt der Täter 5 Mk. an den Landesfürsten und 3 Pfund an den Kläger und leistet alle sonstige Bezahlung, wie zuvor angegeben ist.

II.

Der andere Strand heißt der Binnenstrand oder der Kleine Strand. Er beginnt beim Gellen 3) und geht vor der Insel Hiddensee vorüber und binnen des Buges 2) nach Wittow zu, sodann durch die Wittowsche Fähre und also weiter ins Land hinein 13); auf der andern Seite geht der Binnenstrand an Stralsund vorbei (ostwärts) bis vor den Bodden um das Grabower Höwt. 14)

Alle stranddriftigen Güter, die an den Binnenstranden und in den Wieken 15) an Land kommen, nimmt die Herrschaft, die die Besitzerin vom Grund und Boden und anstoßenden Schar ist; sie läßt die Güter bergen und hält es mit den Gütern ebenso, wie es die landesfürstlichen Amtleute mit denjeni-



Das Holzgewölbe der Brietzer Kirche, geschnitzt 1697
von dem Mühlenburschen Michel Pahl

(aus Prof. Dr. Robert Holsten »Die Volkskunde des Weizackers«)

gen Gütern halten, die am Außenstrande an Land kommen.

Wenn aber auf den Binnenströmen und nicht auf den Scharen, d. i. dem Lande nicht auf einen Handwurf mit einer Axt nahe (etliche sagen: drei Bülgen 16) vom Lande entfernt), etwas gefunden, jemand geschlagen, vergewaltigt oder beleidigt wird, so gebührt die Strafgewalt darüber dem Landesfürsten; dieses richten, strafen, verwalten und vertreten der landesfürstliche Landvogt und die landesfürstlichen Amtleute. Wenn die auf den Fisch- oder Heringsfang ausziehenden Fischer auf dem Schar oder am Ufer des Binnenstrandes landen, so sind sie demjenigen, auf dessen Grunde sie landen, Matt- 7) oder Ethefische oder -Heringe 17) schuldig. Wenn die Fischer solche nicht geben wollen, so mag man sie mit ihren Garnen so lange anhalten, bis sie tun, was ihnen gebührt; wenn sie entlaufen oder die Netze gewaltsam entziehen, so büßen sie solches mit neun Mark weniger vier Schilling Sundisch.

Was die Zesener betrifft, die auf den Strömen fischen, so durfte in alter Zeit kein Zesener binnen des Troges — der Trog ist ein Riff, das sich von Hiddensee nach der Rügenschen Seite erstreckt — ohne den Willen des Landvogtes fischen, denn Zesener pflegten, die Stralsundischen ausgenommen, nicht viele im Lande zu sein. Die Zesener durften auch die Gehölze an den Stranden ohne den Willen derjenigen, denen sie zustanden, nicht gebrauchen, oder sie mußten nach Gelegenheit des Holzes eine Buße zahlen. Wenn nun die Zesener mit Genehmigung des Landvogtes fischten, so mußten sie aus ihren Zesen von den gefangenen Fischen den Leuten an denjenigen Orten verkaufen, wo sie mit ihren Zesekähnen lagen oder zogen. Die Zesener durften auch binnen Landes ohne Erlaubnis der Herrschaft, unter welcher die Fischer saßen, keine Fische aufkaufen, damit dem gemeinen Besten kein Abbruch geschah; wollten sie dennoch kaufen, so mußten sie das in mäßiger Weise tun, sonst pflegten es die landesfürstlichen Vögte zu verbieten.

Niemand durfte, der Armut und der Allgemeinheit zum Abbruche, Fische aus dem Lande nach Stralsund oder nach Greifswald zu Markte fahren, er hätte denn zuvor in Bergen auf dem Markt die Fische zu angemessenem Preise feilgehalten; war letzteres verabsäumt, so ließ ihn der Landvogt durch seine Diener anhalten. Von dieser Bestimmung waren die Leute auf der Putbusser Seite ausgenommen; diese durften, zwar nicht zu Lande, aber doch zu Wasser Fische nach Greifswald oder Stralsund zu Markte fahren, auch ohne daß sie zuvor in Bergen feilgehalten waren.

Wenn jemand Fische nach Bergen brachte und dort keinen billigen Kauf geben wollte, daß er den armen Leuten Fische um ein Vierchen 18) und um einen Witten 11) nicht verkaufen wollte, so mochte ihn der Marktvogt zu Bergen, der dem Landesfürsten eidlich verpflichtet ist, anhalten, die Berger dazu rufen und die Fische verkaufen lassen und alsdann dem Fischer das vereinnahmte Geld überantworten; wer sich dem gewaltsam widersetzt, büßt 60 Mark an den Landesfürsten.

In die Ströme, welche in Wieken oder Seen gehen, durften keine Reusen gestellt oder vorgesetzt werden, auch durften die Eingänge den Fischen durch Vorsetzen von Fanggeräten nicht verhindert oder verwehrt werden; man nahm ihnen (sc. den Fischern, die dagegen verstießen) die Reusen, und außerdem mußten sie dem Landesfürsten Buße zahlen. In jüngster Zeit setzt man dem landesfürstlichen Gebot zuwider vielfach große Reusen und andere ungewöhnliche Reusen, so daß alle Eingänge und Wieken den Fischen verhindert sind und den armen Leuten an allen Orten die Nahrung gestört wird und niemand einen Fisch für Geld bekommen kann. Die Fischerei mit solchen ungewöhnlichen Reusen geschieht durch die Stralsundischen Fischer und auch durch etliche eingesessene Adlige, die solche Fischerei lieber verhindern sollten.

III.

Früher durfte niemand dort, wo von altersher keine Schiffsanlegestellen für den gemeinen Mann gewesen waren, solche neu anlegen. Auch durfte man niemand verwehren, dort, wo Schiffsanlegestellen gelegen oder gewesen waren, zu schiffen oder zu laden. Solch Verwehren war allenthalben bei landesfürstlicher Strafe verboten.

Alle Vergehen und Untaten, welche bei den Schiffsanlegestellen bis an den Strom heran geschahen, richtete und verwaltete die Herrschaft, der der Strand zugehörte. Was aber binnen Schiffsbordes auf dem Strome geschah, das richteten die landesfürstlichen Amtsleute von wegen des Landesfürsten.

Die da schiffen 19), die müssen ohne Rücksicht auf die Fracht, auf ihre Unkosten dem Schiffer die Schute oder den Kahn in den Markt helfen; wenn sie darin säumig sind, so braucht sich der Schiffer wegen etwaigen Schadens nicht zu verantworten; wenn aber der Schiffer mit Willen den Wind versäumte oder nicht zu rechter Zeit auf sein Schiff achtgab, so muß er, falls darüber die Ware verdirbt, diese bezahlen. Alles, was ohne des Schiffers Versäumnis durch Wasser oder Winde verursacht wird, das geht über Schiff und Gut, wie Seerecht ist.

Die Fracht des Schiffers bezahlt man, wenn die Ware zu Markte kommt, von der Ware. Darum darf der Schiffer die Güter wegen der Fracht nicht unausgeladen im Schiffe zurückbehalten. Wird er wegen der Fracht von jemand betrogen, so klagt er seine Fracht vor dem landesfürstlichen Gerichte „als gare Kost“ und nicht als Botenlohn ein.

IV.

Als gemeine Fähren gelten die Stahlbrodische oder Glewitzer Fähre 20), die Stralsundische

Fähre 21), die Grahler Fähre 22) ohne Ruder, aber mit Mast und Segel, die Kubitzer Fähre 23), die Wittowsche 24) und die Jasmundsche Fähre 25). Dort und nirgends anderswo muß der „wankende Mann" mit Pferden, Wagen, Waren und Leuten für Geld übergesetzt werden. Dort soll, wie die Alten es gehalten haben, ein jeder bei Tag und bei Nacht um einen billigen Pfennig übergesetzt und befördert werden. Die Vieregger 26) und Ummanzer Fähre 27) sind Dorffähren.

Wenn einer mit einem toten Menschen, mit einem Gefangenen oder mit verdächtiger Ware auf solch eine gemeine Fähre kommt, so darf ihn der Fährmann nach alter Gewohnheit ohne Vorwissen der Herrschaft, unter der die Fähre belegen ist, und ohne Bürgen nicht übersetzen, damit nichts verheimlicht werde. Zuwiderhandlungen bestraft der Landesfürst. Handelt es sich um bekannte Personen, die von Verdacht frei sind, so sind diese von der Bestimmung enthoben.

Bei den Alten war ein bestimmtes Fährgeld festgesetzt, das man für allerlei Waren gab. Wenn einer seiner Gelegenheit nach übersetzen mußte und auf Gesellschaft nicht warten konnte 28), so gab er das verordnete Fährgeld. Wurde jemand von dem Fährmann zu hoch besteuert oder wurde sonst ohne Bewilligung des Landvogtes eine Neuerung eingeführt, so strafte das der Landvogt von wegen des Landesfürsten. Das ist jetzt alles abgekommen, und das ist nicht gut; denn für die Allgemeinheit ist es eine Beschwerung und zwar keine geringe Beschwerung der armen Leute, daß sie jetzt zwei Schillinge und für ein Pferd zum wenigsten einen Groschen über die Lietzower Fähre geben müssen und nicht unter einem Schilling, selbst wenn es überschwimmt, was den ganzen Sommer hindurch geschieht.

Der Fährmann ist schuldig, daß er die Ware, lebendig oder tot, ohne Schaden und Verderb einschifft, übersetzt und wieder ausschifft. Entsteht darüber Schaden, so muß er es entgelten und vor dem landesfürstlichen Gerichte verantworten, damit niemand sonst verdächtig wird, und er ist schuldig, vor dem Landvogte von wegen des Stromes das Recht zu beobachten. Dies fechten die Stralsundischen, soviel die Grahler Fähre und Altefähre anlangt, an, aber nur de facto und nicht de jure.

Alle Fährleute sind frei von der gemeinen Landessteuer und Unpflicht, soviel es die Fähre angeht, „als aller Menschen Knechte um des gemeinen Besten willen." Dagegen müssen sie auch alle gemeinen Fürstenboten und Amtsleute vor allen anderen befördern, und die Herrenboten, die Büchsen oder Zeichen führen, müssen sie frei und ohne Fährgeld übersetzen.

* * *

Anmerkungen und Erläuterungen.

1) Das Neue Tief, plattdeutsch dat Niege Deep, welches sich südlich von der Halbinsel Mönchgut erstreckt, entstand durch eine Sturmflut am 1. November 1304. Die älteste Stralsundische Chronik berichtet über dieses Naturereignis folgendes: „Im Jahre 1304 am 1. November wehte ein so großer Sturmwind, wie man bei Menschenzeiten nicht gehört hat; er riß Bäume aus der Erde, warf Dörfer und Mühlen um und machte ein so großes Wasser um das Land, daß das Neue Tief ausbrach; und wo sonst die Leute vom Zicker ihren Weizen auf dem Ruden zu säen und von dem einen Lande auf das andere zu gehen pflegten, da war jetzt Wasser." Urkundlich wird das Neue Tief zum ersten Male im Jahre 1360 angeführt.

2) Der Buger Ort ist die Südspitze der langen, schmalen Halbinsel Bug, die, aus alluvialen Sanden bestehend, sich an die Nordwestecke der Halbinsel Wittow ansetzt und sich in der Richtung von Norden und Süden erstreckt. Der Bug ist im Osten durch den Wieker Bodden und den Rassower Strom, im Westen durch die Ostsee und den Libben begrenzt. Die Südspitze der Halbinsel heißt jetzt der Buger Haken.

3) Gellen heißt die Meerenge zwischen dem Südende der Insel Hiddensee und der Westküste der Insel Ummanz.

4) Die Schlußworte „so viele sonst im Gebrauche sitzen" scheinen nur eine Redefloskel zu sein. Soviel bekannt ist, haben nur die Herrn von Putbus und von Jasmund derartige Privilegien besessen. Den Herren von Putbus wurden sie schon im Jahre 1249 durch Fürst Jaromar II. übertragen.

5) „Den Hals lösen" bedeutet: das von Rechts wegen verwirkte Leben durch eine Geldbuße einlösen, eine Lebensstrafe mit Geld büßen. „Halsbröke" heißt darum die höchste Geldstrafe im Betrage von 60 Mark, durch die man in alten Zeiten den Hals löste.

6) Vitten oder Fischerniederlassungen wurden besonders in Herbstzeiten, wenn der Hering in großen Mengen erschien, am Strande errichtet. Es ist kein Zweifel, daß die zahlreichen Stranddörfer, die den Namen „Vitte" führen, aus solchen zunächst nur für vorübergehende Zwecke errichteten Niederlassungen entstanden sind. Auf Rügen gibt es ein Vitte auf Hiddensee und ein Vitte auf Wittow, in der Nähe von Arkona. Ein drittes Dorf Vitte lag ehedem an der Außerküste der Halbinsel Mönchgut, zwischen Göhren und Lobbe; es wurde vermutlich durch die Sturmflut vom 7. Dezember 1663 zerstört.

7) Mattheringe oder Mattfische sind eine Abgabe der Fischer an die Herrschaft des Bodens, auf dem sie ihre Netze aufziehen.

8) Der Sinn dieser Schlußworte ist dunkel; es scheint damit ausgedrückt werden zu sollen, daß die Fischer von jedem Wurfe, den sie beim Aussammeln der Fische aus dem Netze machen, je einen Schwanz, d. h. je einen beliebigen Fisch, als Mattfisch abzugeben haben.

9) Das niederdeutsche Wort, welches an dieser Stelle steht, lautet Bröke, und dieses bedeutet ur-

sprünglich „Geldbuße, Geldstrafe, die an das Gericht zu zahlen ist". Hier bedeutet es aber ein Vergehen, das durch eine Geldbuße zu sühnen ist.

10) In der älteren Fassung des Rügenschen Landrechtes ist die Art, mit der man ins Wasser zu werfen hat, um die Grenze des Vorstrandes festzusetzen, noch genauer angegeben; sie heißt dort „Bindart", und das ist eine jetzt veraltete Zimmermannsart, die sehr viel leichter ist, als die jetzt gebräuchliche große Art. Die Bindart besteht aus einem langen, schmalen Eisen, welches auf beiden Enden je eine, aber verschieden geformte Schneide hat; in der Mitte des Eisens befindet sich das Loch, bez. die Tülle zum Einsetzen des Handgriffes. Die Bindart diente dazu, um Rillen und Nuten in die Seitenwände der Balken zu hauen und um die Löcher zur Herstellung der Gebinde — daher wohl der Name „Bindart" — auszumeißeln.

11) Auf eine wendische Mark, die den halben Wert der lübischen Mark repräsentierte, gingen 16 Schilling; der Schilling hatte vier Witten (Weißpfennige) und der Witten drei Pfennige. Eine wendische Mark hatte im Reformationszeitalter den ungefähren Wert von 5,25 Mk. nach unserem Gelde.

12) Ein Pfund, plattdeutsch Pund, (sc. Geldes) ist die rechtliche Bezeichnung von 20 Schilling sundisch. Die landherrlichen Gefälle und Pächte und die landesherrlichen Anteile an den Geldbußen und Strafgeldern wurden in der Regel nach Pfunden berechnet; die Strafgelder hießen daher Pundbröke.

13) D. h. er erstreckt sich auf die Küsten des Großen und des Kleinen Jasmunder Boddens.

14) Das Grabower Höwt bezeichnet die Südspitze der Halbinsel Zudar, die jetzt Palmer Ort heißt. „Der Bodden um das Grabower Höwt" ist der Greifswalder Bodden, der bis vor ca. 80 Jahren richtiger der Rügensche Bodden genannt wurde. Nach dem Wortlaute der obigen Stelle scheint es fast, als sollten die Küsten des Greifswalder Boddens nicht mehr zum Binnenstrande gezählt werden. Indessen glaube ich, daß hier nur eine gewisse Mangelhaftigkeit oder Nachlässigkeit des Ausdruckes vorliegt; denn wenn der Außenstrand, wie wir oben gesehen haben, beim Neuen Tief beginnt, so muß der Greifswalder Bodden doch unter allen Umständen dem Binnenstrande zugerechnet worden sein.

15) Wieken und Bodden heißen auf Rügen diejenigen Buchten, die mit der offenen See in Verbindung stehen. „Wedden" sind tief eindringende Buchten, die an der Außenseite eine Furt zum Durchwaten oder Durchfahren des Wassers haben, so die Große und die Kleine Wedde vor dem Spykerschen See, die Pribrower Wedde, die Landower Wedde.

16) Bülgen sind große Meereswogen; ihre Breite ist auf 6—8 Meter zu schätzen.

17) Ete-, Ethe-, Etel-, Spisefische oder -heringe, hochdeutsch Essefische, Esseheringe, sind eine Abgabe der Fischer in die Herrschaft, die Gerechtsame an dem Strande hat.

18) Ein Vierchen, plattdeutsch Veerken oder Vierken, ist der vierte Teil vom stralsundischen Schilling.

19) „Die da schiffen", das sind hier diejenigen, die eine Schiffsgelegenheit benutzen, um ihre Waren zu Markte zu schaffen.

20) Diese Fähre befindet sich zwischen der Südwestseite der Halbinsel Zudar und der gegenüberliegenden pommerschen Küste; benannt ist sie nach dem Dorfe Glewitz auf der rügenschen Seite und dem Dorfe Stahlbrode auf der pommerschen Seite. Die Anlage dieser Fähre geht bis in die vorgeschichtliche Zeit zurück; denn der slawische Ortsname Stahlbrode, entstanden aus star-broda, bedeutet „alte Fähre". Vgl. Broda bei Neubrandenburg und Schaprode (za-broda d. i. jenseits der Fähre) auf Rügen.

21) Die Stralsundische Fähre befindet sich zwischen Stralsund und Altefähre. Seit alter Zeit durften die Fährleute hier nur mit Ruderbooten übersetzen.

22) Die Grahler Fähre befindet sich zwischen Stralsund und Grahlhof, bez. Grahler Fähre. Der hier wohnende Fährmann darf seit alter Zeit nur mit einem Segelboot (nicht mit einem Ruderboot) übersetzen; die Fähre heißt darum auch „Kahnfähre".

23) Die Kubitzer Fähre befindet sich beim Dorfe Klein-Kubitz, südwestlich von Gingst.

24) Die Wittowsche Fähre besteht seit alter Zeit zwischen der Südspitze der Halbinsel Wittow und der gegenüberliegenden rügenschen Küste, östlich von dem Gute Vaschwitz. Seit dem Jahre 1896 besteht an Stelle der Fähre eine Eisenbahntrajektverbindung auf der Tertiärbahnlinie Bergen-Trent-Altenkirchen.

25) Die Jasmundsche Fähre stellte seit alter Zeit die Verbindung zwischen dem Dorfe Lietzow auf Jasmund und der gegenüberliegenden rügenschen Küste her. Das Wasser war hier so flach, daß Fuhrwerke bei mittlerem Wasserstande ohne Schwierigkeit die Fähre passierten, indem sie hinter dem vorausfahrenden Fährboote herfuhren. Oft versuchten Passanten auch ohne Fährmann die Fähre zu durchwaten; dadurch war oft Unglück entstanden. Als im Jahre 1867 auf diese Weise eine ganze Familie, aus Mann, Frau und zwei Kindern bestehend, ertrank, wurde die Fähre von der Behörde geschlossen. Im Jahre 1868 wurde ein fester Damm durch die Fähre durchgeschüttet, und über ihn führt seitdem die Chaussee Bergen-Jasmund und seit 1892 die Eisenbahn Stralsund-Saßnitz.

26) Die Vieregger Fähre verbindet das Dorf Vieregge nördlich von Neuenkirchen mit dem Wittowschen Dorfe Cammin; die Fähre wird auch nach letzterem Dorfe die Camminsche Fähre genannt.

27) Die Ummanzer Fähre befindet sich zwischen dem Dorfe Waase auf Ummanz und der gegenüberliegenden rügenschen Küste nördlich von dem Dorfe Murswiek.

28) Wodurch sich das Fährgeld verbilligt haben würde.

Die Liebelose.

Erzählung aus der pommerschen Herzogszeit von **Otto Droß.**

In der Wendenburg.

Die große Treibjagd, die Herr Sambor, der reichbegüterte Wendenedeling, alljährlich bald nach der Wintersonnenwende abzuhalten pflegte, hatte diesmal eine so vorzügliche Strecke ergeben, wie es bisher selten der Fall gewesen war. Und dies hatte seine natürlichen Gründe. Das warme und im ganzen trockene Frühjahr des verwichenen Jahres war dem Aufkommen des Jungwildes außerordentlich günstig gewesen. Dazu war die ausgedehnte Herrschaft, die Herr Sambor im rechtsodrischen Pommern ungefähr in der Mitte zwischen der Herzogsstadt Kammin und dem Flecken Treptow besaß, eine der waldreichsten Pommerns. Deutete doch schon der Name „Horst", den sie trug und den die Vorfahren Herrn Sambors einstmals von den Germanen, die sie zum größten Teile verdrängten, zugleich mit dem Besitz übernommen hatten, den Waldreichtum der Gegend an.

Doch war es nicht allein der zwischen der nahen Seeküste und einer Reihe langgestreckter Strandseen meilenweit sich hinziehende Laub- und Nadelwald, der den starken Wildstand verursachte, sondern es bewirkten diesen zum großen Teil auch die dichten Rohrkämpe, das bergende Weidicht und Erlengebüsch, das eben jene Seen umsäumte. Elch, Wisent, Ur und Wildschwein bevölkerten dies für den Menschen größtenteils nur während der Frostzeit zugängliche sumpfige Gelände; vor allem aber sah Herr Isegrim diese herrlichen Dickich' als sein ureigenes Besitztum an, auf dem er nicht nur allerlei Jagdgetier leicht zu beschleichen, sondern sich auch nach gelungenem Schafraub vor der unverschämten Verfolgungssucht der groben Menschen und frechen Dorfköter zu drücken vermochte, während die teure Gattin, geschützt vor neugierigen Blicken, ebendort unbehelligt ihre Mutterpflichten erfüllen durfte.

Da außerdem nördlich der Strandseen die wenigen menschlichen Siedelungen weit auseinander lagen, so hatte das Wild hier überall gute, selten gefährdete Stätte. . .

Nun war die Jagd abgeblasen und die dem Grundherrn zinspflichtigen Bauern, die neben den Horster Knechten als Treiber gedient hatten, waren in ihre Dörfer abgerückt und auch einige der Herren hatten sich heimwärts begeben. Die Mehrzahl jedoch saß in diesem Augenblick in dem großen Saale der Burg des Jagdherrn beisammen, wo soeben nach beendigtem Mahle das übliche Jagdgelage begonnen hatte.

Es waren etwa ein Dutzend Gäste, die um die lange, blankgescheuerte, eichene Tafel saßen, rauhe, starkknochige und wildbärtige Gesellen von teils trotzigem, teils verschlagenem Blick. Dicke Wachslichter, die auf hohen, aus Hirschstangen zusammengefügten Standleuchtern steckten, verbreiteten Licht genug, um die Wilddecken, Vließe, Geweihe und Gehörne, die an den weißgetünchten Wänden hingen, deutlich erkennen zu lassen. Ein breiter, aus Ziegelsteinen aufgebauter Kamin erwärmte den Raum, dicke Bastmatten bedeckten den aus gleichen Steinen zusammengefügten Estrich und hielten die Bodenkälte ab. An den Wänden zogen sich breite Lattenbänke hin, die mit dicken, aus Schaf- und Ziegenfellen verfertigten Schlafsäcken und breiten Kopfrollen bedeckt waren. Auch einzelne Federbetten erblickte man.

Herr Sambor mußte ein reicher Mann sein, das zeigte nicht allein der kunstvolle Fachwerkbau und die beträchtliche Ausdehnung der zweistöckigen Burg, sondern auch die ganze Einrichtung des Männersaales, vor allem aber bewiesen es die vier Fenster dieses Raumes, die nicht, wie gewöhnlich, aus Tierblasen, sondern einer ganzen Anzahl kleiner, in Blei gefaßter Glasscheibchen bestanden, das bekundete auch das vielerlei seltene und zumteil prunkvolle fremdländische Gewaffen, das ringsum an den Wänden hing, das verrieten auch die zahlreichen kostbaren kupfernen, zinnenen und silbernen Gefäße mancherlei Art, Kannen, Becher, Humpen, Schüsseln und Teller, die, auf den Wandbrettern aufgestellt, das Auge des Beschauers fesselten.

Mit Stolz bezeichnete soeben Herr Sambor seinem Tischnachbar, Herrn Dobislaw aus Muddelmow, einem wegen der größeren Entfernung seiner Herrschaft seltenen Gaste, diejenigen Stücke, die als Beute aus den Kriegszügen gegen die Polen geplünderten Edelhöfen, Klöstern und Kirchen entstammten, im Gegensatz zu denen, die in den großen Warenlagern der mächtigen See- und Handelsstadt Jumneta erstanden waren, bevor noch der grimme Dänenkönig Niels diesen auf dem westlichen Oderwerder gele-

genen Mittelpunkt des ganzen nordischen Handels bis auf den Grund zerstörte.

Das Gespräch der Jagdgesellschaft drehte sich, wie natürlich, zumeist um die Ereignisse des verflossenen Tages.

„Ja, bei der luchsäugigen Diwitza, der Schützerin des Weidwerks,“ rief in diesem Augenblick der lebhafte Herr Mitzlav von Parpart aus, indem er die schwere Birkenkanne, aus der er soeben einen tiefen Trunk getan, auf den Tisch zurückstellte, „das war eine Jagd, von der man noch nach zehn Jahren erzählen wird.“

„Und meine armen Knochen vielleicht, solange ich lebe,“ fuhr Herr Below von Medewitz fort. „Denn wenn ich nach dem kalten Winterbade im Lindenbach nicht die reißende Sucht kriege, so will ich's als 'n Wunder ansehn, wie unser Pfaff aus seinen heiligen Geschichten deren so viele zu berichten weiß, und — — —“

„Wirst aus Dank gegen die Heiligen deine Weibsleute anhalten,“ unterbrach ihn mit verschmitztem Lächeln sein Nachbar, Herr Priba von Pribbernow, „daß sie dem ehrwürdigen Bischof zu Wollin den üblichen Zehnten an Honig nicht wieder in eingekochtem, mit Buttermilch gesteiftem Rübensaft liefern oder das Bienenwachs mit Schöpfentalg verbessern, wie das zum Entsetzen all der feinfühligen Paternasen ja einmal geschehen sein soll.“

Die ganze Jagdgesellschaft lachte herzlich, teils über den bestraften Geiz der Pribbernower Herrin, teils über die gekränkten Väter zu Wollin; wußten doch die meisten, daß die Buße für das Vergehen recht unliebsam hart ausgefallen war.

„Ja, Nachbar Sambor,“ rief jetzt Herr Tetzlav von Zitzmar über den Tisch hin dem Wirte zu, „das muß man dir lassen, du weißt deinen Gästen etwas zu bieten. Dreißig Grauröcke, acht Schwarzkittel, vier Hirsche, ein Wisent, zwei Honigschlecker, drei Gänsediebe ohne all das andere Kleinzeug! Eine ganz vorzügliche Strecke!“

„Und was das leibliche Wohl anbetrifft, erst recht,“ bemerkte dazu der wohlbeleibte Herr Radeslav von Schleffin, indem er vergnüglich mit den Augen zwinkte und mit der Zunge schnalzte. „Ich bin auf meinen Pflaumenschnaps, dem selbst die geistlichen Herren zu Wollin nicht abhold sind, nicht wenig stolz, aber was ist der gegen deine Leckerbissen! Wenn ich an den rosigen Seelachs, den saftigen Frischlingsbraten und die fetten Räucherflundern denke, die uns heute deiner Tochter Slavina Küchenkunst auftischte, so lecke ich mir in Gedanken noch immer die Schnauze.“

„Und die letzteren,“ bemerkte Herr Borant von Karnitz, der großen Waldrodung, „gab's ganz gegen das alte Sprichwort „Der Wind, der kommt von Zitzmar her, in Horst gibt's keine Flundern mehr“, denn schon drei Tage bekomme ich von dir her den Wind, Nachbar Tetzlav. Wir werdrn morgen Schlampwetter haben.“

„Mit den alten Sprichwörtern ist es nichts,“ meinte Herr Gützlav von Gützelfitz, indem er seinem tiefsinnigen Ausspruch einen tiefgründigen Zug aus der Metkanne folgen ließ.

„Nein, sie reden dennoch wahr,“ rief Herr Kasimir von Moitzow, „oder stimmt es etwa nicht: Wie im Polenpelz die Lause, sind in Pommern die Wölfe zu Hause? Leider,“ fügte der jagdfrohe Herr wehmütig seufzend hinzu, „muß man hier und da schon meilenweit reiten, um sich einmal ordentlich mit den Schafdieben zu balgen. Früher soll's bei mir und noch weiter nach Tressin hinunter noch eine Unmenge von dem Geziefer gegeben haben. Denn aus reiner Jagdliebhaberei haben meine Vorfahren einmal Moitzow gegründet. Aber das verdammte, den Deutschen abgeguckte Roden, das jetzt überall einreißt, verdirbt einem die ganze Jagd. Fast das halbe große Bruch hinter uns ist ja schon nackte Kuhweide. Und dann noch dazu überall diese niederträchtigen, breiten Abzugsgräben, die reinen Wildfallen, über die auch kein Gaul hinüber will! Möchte die böse Wasserfrau, der Teufel, wollt' ich sagen, alle sogenannten Landverbesserer darin ersäufen!“

„Und das Kirchenbauen damit,“ rief Herr Dobislav aus Muddelmow, indem er mit der Hand auf den Tisch schlug, daß er erdröhnte. „Ist das eine Schufterei mit den ewigen Stein- und Holz- und Lehm- und Sand- und Kalkfuhren! Die paar aufgesparten arabischen Silberdirhems und Hackpfennige gehen dabei flöten wie der Schnee in der Märzsonne.“

„Und wenn die Geschichte nun fertig dasteht, dann kommt das dicke Ende erst recht nach,“ ergänzte Herr Bertkow von Zirkwitz. „Da heißt's: Fütter' und kleide die Herren Pfaffen! Steuer' den Zehnten hiervon und zins' den Zehnten davon, Roggen und Gerste, Hirse und Haber, Gans und Ente, Schaf und Wolle, Flachs und Leinen, Honig und Wachs, Eier und Butter, Brennholz und Viehstreu, Ostereier und Weihnachtsplinzen, Weideland und weiß der Kuckuck, was noch alles! Wir Zirkwitzer können in Lied davon singen. Aber dafür haben wir auch die Ehre, die erste Kirche hier im ganzen Umkreise zu besitzen, höchsteigenhändig von dem frommen Herrn Bischof Otto gegründet. — Heda, Bursche! 'ne neue Kanne! Mir ist über all den Sporteln und Gebühren ganz koddrig geworden!“

Des Zirkwitzers komisch kläglicher Herzenserguß hatte verschiedene Wirkung. Einige der Herren lachten belustigt über die halb scherz- halb ernsthaft jammervolle Miene, mit der Herr Bertkow die schier endlose Aufzählung seiner kirchlichen Lasten begleitete, andere wieder blickten grämlich oder finster vor sich nieder. Sie verglichen wohl die alte Zeit mit der neuen. Da schlug Herr Dubnitz von Dresow, ein alter, grauer Degen, mit der Kanne auf den Tisch, um sich in dem Stimmengewirr der allgemeinen Unterhaltung, die alsbald nach Herrn Bert-

kows Worten begonnen hatte, Gehör zu verschaffen. Schließlich schwiegen auch die letzten Sprecher und Herr Dubnitz begann:

„Da wir nun einmal dem neuen Gott Treue gelobt haben, so schulden wir ihm auch Gehorsam, wie ich meine; dazu ist es unsere Pflicht, seinen Dienern zu geben, was ihnen gebührt. Oder meint ihr, daß wir für sie mehr aufwenden, als vordem für die Priester unseres Gottes? Wir Herren, offen gestanden, kamen ja im allgemeinen glimpflicher davon als das gewöhnliche Volk, aber dieses mußte tüchtig bluten. Und wem kam es zugute? Etwa den Göttern? Ich habe weder Triglaff noch Porenutz noch irgend einen andern unserer zahlreichen früheren Göttergesellschaft jemals essen oder trinken sehen. Selbst Diwitza fand keinen Gefallen an den saftigen Hirschkalblenden und Wildschweinsschinken, die ich opferte. Desto mehr aber mein dicker Priester mit seiner Familie und Sippe; und zwar vertrat dieser die Göttin in so hingebender Weise, daß er oft nicht leben und nicht sterben konnte. —

Und den wievielten mußten wir unsern Priestern von der aus unseren Kriegszügen gegen die Liutizen, Polen und Rügianer gemachten Beute steuern? Etwa den Zehnten nur? Nein, den Vierten und Dritten, sofern wir sie nicht tüchtig übers Ohr hieben. Und wem ward es zuteil? Einige Schaustücke stellten die Füchse wohl in den Tempeln auf, das meiste aber verwandten sie unter tausend Vorspiegelungen für sich. Ich kenne mehr als einen, der heute behäbig auf seinen zahlreichen Hufen sitzt und herrlich und in Freuden lebt. Da hat all das Liutizensilber und Polengold sein Ende genommen, um das wir Dummköpfe uns die Schädel haben spalten lassen."

Hier murmelten einige der Anwesenden Beifall. Die Tatsache konnte man nicht bestreiten.

„Habt ihr," fuhr Herr Dubnitz alsbald fort, „schon einen der Diener des neuen Gottes berauscht gesehen und öffentliches Aergernis geben? Unsere Priester aber propften sich nicht nur tagtäglich voll, sondern tranken sich auch bei jeder Gelegenheit und Nichtgelegenheit toll und voll. Unseren Dresower Fettwanst wenigstens habe ich mitsamt seiner Kürbisflasche mehr als einmal aus dem Weggebüsch müssen heimkarren lassen."

Niemand widersprach, und so fuhr denn Herr Dubnitz fort:

„So sahen unsere Priester mit wenig Ausnahmen aus. Schmäht also nicht die Diener des neuen Gottes, weil ihr ihnen geben müßt, was zu ihrem Unterhalte dient. Ueberdies verdienen und entgelten sie den Zehnten, den sie erhalten, um vieles mehr als jene. Es sind ehrenwerte Leute, die in der heiligen Lehre, die sie uns vermitteln, von gelehrten und weisen Männern unterwiesen wurden, keine Schlemmer, Gaukler und witzlosen Maulhelden, wie unsere Priester es waren, die bei dem dummen Volke sich ein Ansehen zu geben wußten, wenn sie in ihren langen, buntbesäumten und verbrämten weißen Gebetsmänteln und in ihren von Oel triefenden, langen Bärten vor dem Altar mit dem Opferstabe herumfuchtelten oder mit geheimnisvoller Miene in den Eingeweiden der Opfertiere wühlten. Und welche Künste haben sie uns gelehrt? Haben sie unsere Kranken etwa geheilt durch gedörrte Froschaugen, geröstete Eidechsenherzen, Dachsdreck oder ähnliche Quacksalbereien?

Aber wer hat dich, Bertkow, damals geheilt, als dir das böse Fieber in den Eingeweiden wütete? Dein Priester war es, dem du nach deiner Klagerede mit deinen halben Hufen fronen mußt! Wer machte deine Kinder gesund, Nachbar Borant, als damals bei euch in Karnitz das große Kindersterben war? Und hättet ihr euch damals von Wollin sogleich die rechte Hilfe geholt und nicht zuvor die armen Würmer dem abgedankten Volksbetrüger ausgeliefert, so wäre die Seuche noch schneller unterdrückt worden. Und wer hilft euch wider die Krankheit des Viehs? Die lästigen Priester, die, von Wollin aus entsandt, bescheiden und anspruchslos das Land durchwandern, um euch die neue Lehre zu bringen.

Wer lehrt eure Frauen, die neuen, feinen wollenen Gewebe anfertigen, für die ihr in Wollin und Stettin ganze Hände voll Silber oder ganze Tragballen des besten Pelzwerkes zahlen mußtet? Wer, die Wildnis roden und in fruchtbare Gefilde wandeln? Wer, menschenwürdige Wohnstätten bauen, die gegen Herbststürme und Winterkälte wirksamer schützen als rohrgedachte Lehmhütten? Etwa Porenütz, der die Herbstnebel bringt und den Wald entblättert, oder seine Priester?

Wer brachte euch erst das richtige Ackern, Säen und Ernten bei? Ach, ich freue mich jedesmal, wenn ich nordwärts von mir die neuerbaute Steinburg des deutschen Ritters erblicke, die trotzenden Mauern und die hohen Bogenfenster, in deren Glasscheiben sich so wunderbar schön die Morgen- und Abendsonne spiegelt. Das Herz lacht mir im Leibe, wenn ich im Sonnenschein die eisenbeschlagenen Pflüge blitzen sehe, die von den starknochigen, kraftvollen Gäulen wie im Spiel durch den schweren Lehmacker gezogen werden.

Was ist dagegen unser armselige hölzerne Hakenpflug? Wie zwerghaft erscheinen und wie wenig leisten dagegen unsere einheimischen Pferdchen? — Ach, wenn ihr nur eure Augen auftun und die Wahrheit einsehen und anerkennen wolltet! Ich bin ein alter Mann und werde es nicht mehr erleben, aber euch Jüngeren sage ich: Ihr werdet noch einmal den Einzug der frommen Männer segnen."

Diesmal klang das Murmeln, das bei dieser Prophezeiung laut wurde, nicht nach Beifall. Doch unbeirrt fuhr Herr Dubnitz fort:

„Ich war in meiner Jugend mit unserem unvergeßlichen Fürsten Wartislav, den der Himmel segnen möge, im Sachsenlande, als er Heila, seine erste Gemahlin, freite. Was ich dort sah, machte mir das Herz schwellen. Blühende Fluren überall,

stolze Städte und Burgen, himmelhohe Gotteshäuser, Hausgerät des Handwerkers und Kaufherrn, wie es unsere Fürsten kaum besitzen, die Frauen prangend in kostbarer Tracht und im Schmuck kunstvoller Kleinodien, und dabei alles Volk zufrieden, glücklich und verträglich. Ihr könnt es mir glauben, daß ich aus dem Staunen und Bewundern nicht herauskam. — Und all das Glück können auch wir haben, wenn wir es nur annehmen wollen."

„Wir haben alles, was wir brauchen," rief bei diesen Worten Herr Jakzo von Drosedow über den Tisch. Doch Herr Dubnitz fuhr fort:

„Nein, ihr tut mit euren Spötteleien und eurer Unzufriedenheit bitteres Unrecht. Ich hätte nicht so viel Worte gemacht, wenn ich nicht ein Vöglein hätte singen hören, daß über die Einführung der neuen Lehre bereits vielerorten Unzufriedenheit herrscht, daß es schon hier und da gärt und man das Kirchenjoch, wie man es nennt, am liebsten wieder abwerfen möchte und nur auf eine passende Gelegenheit wartet, das Vorhaben auszuführen. — Ich warne euch. Macht euch und die eurigen nicht unglücklich! Das Strafgericht könnte fürchterlich sein. Denkt an den Schreckenstag von Damm und der umliegenden Landschaft vor ungefähr einem Menschenalter. Noch nach Jahren fand ich, mit dem Herzoge über die Kampfstätte reitend, die gebleichten Knochen der Erschlagenen in Wald und Feld zerstreut, wie Wolf und Fuchs einmal die Glieder verschleppt hatten. —

Und das war der Pole allein, der damals die gegen Herrn Wartislav Aufsässigen bestrafte. Heute aber stände die ganze Christenheit wider uns, wenn wir uns in solche Fährnis begäben, die Polen mit ihren Vasallen, den Pomerellen, unseren Volksgenossen zwischen Persante und Weichsel, ferner der märkische Bär, der deutsche Kaiser, die Dänen. Im Liutizenlande erzählen sie heute noch nach fast zweihundert Jahren mit Grauen von dem furchtbaren Strafgerichte, das Kaiser Otto, den sie den Großen nennen, über die besiegten aufrührerischen Liutizen ergehen ließ. Siebenhundert in der Schlacht gefangene Edle und andere Männer ließ er neben dem abgeschlagenen Haupte ihres Fürsten Stoinev hinrichten und dessen Ratgeber die Augen ausstechen und die Zunge abschneiden. Darum hütet euch!"

Die eindringliche Rede des alten Kämpen schien einen wunden Punkt im Gewissen der Edlen berührt und die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt zu haben. Denn einige Minuten lang vernahm man kein anderes Geräusch als nur hier und da das Aufstoßen einer Kanne und das Rauschen des Metstroms, wenn einer der bedienenden Knechte den Kran des Fasses öffnete. Nun aber räusperte sich der Zirkwitzer Herr und nahm mit einem Lächeln, das kein gutes Gewissen andeutete, noch einmal das Wort, indem er sich an Herrn Dubnitz wandte. „Du siehst Nachtgeister, Väterchen," begann er. „An eine Verschwörung oder einen Abfall vom Christenglauben denkt niemand. Aber man darf für sein teures Geld und Gut doch einmal frisch von der Leber reden. Freie Männer im Herrensaal sind keine Zinsbauern, die nur die Faust in der Tasche ballen und in ihrem machtlosen Aerger hinter dem Grundherren ausspucken. Frei und offen reden wir Pommernherren zu unseren Fürsten und tun nicht gleich den knechtischen Polen, die nur sagen: „Wie der Herr Herzog befehlen," oder „Euer Gnaden untertänigster Knecht," wobei sich die edlen Herren noch zwei Spannen unter den Gürtel bücken und ihre schmierigen Samtkappen bis auf die Erde schwenken. — Im übrigen will ich aus meinem Herzen keine Mördergrube machen und kann nur sagen, daß ich als einer der ersten mittäte, wenn wir uns bei unserem lieben Erbfeinde einmal für das herrliche Geschenk bedanken würden, das er uns auf Bitten unseres vorigen Fürsten, des schlappen und ängstlichen Herrn Wartislav, gemacht hat, oder wenn wir uns gelegentlich erkundigen würden, wie es unseren achttausend armen Volksgenossen ergeht, die Boleslav Schiefmaul damals nach der großen Menschenschlächterei, von der du sprachst, als Gegengeschenk Wartislav mitnahm und in seinem Lande als Prellbock gegen uns längs unserer Grenze ansiedelte. — Denn das lasse ich mir nicht ausreden: Es war dazumal nichts Besseres und nichts Schlechteres als ein ganz gewöhnlicher Menschenhandel! Der Pole half Herrn Wartislav seinen dazumal noch recht wackeligen Herrschersitz befestigen und dieser überantwortete jenem in gehorsamer Erkenntlichkeit seine eigenen Landeskinder. Ein schlauer Fuchs, der Pole! So, da sitzt ihr nun hübsch an der Grenze, und wenn eure Landsleute wieder einmal in mein Land einbrechen, so habt ihr's zunächst auszuladen! — Ich bin Christ, aber den Polen hasse ich, hasse ihn tausendmal mehr als den Dänen, Rügianer und Preußen zusammen, alles Feinde, die uns Pommern doch auch nicht allzu glimpflich behandelt haben. Der Pole aber hat zu viel auf dem Kerbholz."

Beifällige Zurufe lohnten den Sprecher und allerlei böse Verwünschungen gegen die Polen ertönten in der Runde, wobei manche Hand nach der Stelle fuhr, wo an dem gelockerten Ledergurt der breite Dolch in der Scheide saß. Als die Beifallsäußerungen allmählich verstummten, erwiderte Herr Dubnitz: „Freie Männer schimpfen nicht wie die Rohrspatzen aus sicherem Versteck. Wenn euch der als Leistung an die Kirche festgesetzte Zehnte zu hoch bedünkt, so ermächtigt einige der Unsern, daß sie zu Fürst Ratibor gen Kammin ziehen und ihm eure Beschwerden vorbringen. Ich für mein Teil gebe allerdings meinen Namen nicht dazu her, weil ich meine, daß uns noch reichlich zu essen und zu kleiden übrig bleibt. Aber daß mir mein alter Herr und Freund Wartislav verunglimpft wird, kann ich nicht unwiderlegt lassen. Von meinem dreißigsten bis zu meinem fünfundvierzigsten Jahre,

die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens, bin ich zu Kriegszeiten stets in seiner unmittelbaren Nähe, in seiner Leibschar gewesen und in Friedenszeiten weilte ich oft bei ihm in seiner Burg zu Kammin. War also damals kein unerfahrenes Bürschlein mehr, konnte füglich beurteilen, ob seine Taten dem Lande unheilsam oder ersprießlich, seine Gedanken töricht oder klug waren und ob er sich wirklich als Schwächling zeigte, wie es hier verlautete. Nun, daß er persönlich kein Feigling war, hat er, dünkt mich, noch in seiner Todesstunde bewiesen. Ich sehe heute noch das Scheusal, den feigen Mörder, in einer gräßlichen Entstellung vor mir. Oder haltet ihr den etwa für eine Weiberseele, der mit der Todeswunde im Leibe noch vom Lager aufspringt und dem Mörder den ganzen Unterkiefer mitsamt den beiden Backen abreißt. So gebärdet sich keine Hasenseele."

Als keine Erwiderung erfolgte, fuhr Herr Dubnitz fort: „Ich hab' in mehr als einem Dutzend Schlachten und Scharmützeln an seiner Seite gekämpft, aber Schlaffheit und Furcht habe ich nie bei ihm bemerkt. Mehrmals war ich mit ihm im dichtesten Kampfgetümmel und ich sage euch: Da flogen die Polen- und Liutizenschädel nur so, gerade als wenn unsere Knechte mit ihren Krummmessern die Kohlköpfe absäbeln. Darum war es auch nicht Feigheit, daß er nach langen Kämpfen mit dem Polenherzog diesen sich geneigt und freundlich gesinnt machte und ihn um Priester bat, die uns in der Christenlehre unterweisen sollten. Denkt euch doch in seine Lage hinein! Jahrhundertelang hatte unser kleines L"ndchen, das doch nur von der Oder bis zur Persante und wenig darüber hinaus recht, gen Sonnenuntergang mit den Liutizen jenseits der Randow, den Rügianern und Dänen, im Osten mit den Hinterpommern und Preußen, im Süden mit den Polen blutige Kämpfe durchfochten. Hunderttausende von Menschen waren in diesen ewigen Raufereien getötet oder in die Knechtschaft fortgeführt worden, ganze Ortschaften vom Erdboden verschwunden. Das Volk war bettelarm geworden, Waffen waren kaum für die Hälfte der streitbaren Männerschaft vorhanden. Da schlug Boleslav die Hinterpommern und Preußen in der furchtbaren Schlacht bei Nakel, in der Fürst Svantebor fiel und vierzigtausend Mann von den schlachtkundigen Polen erschlagen sein sollen. Die beiden Söhne des gefallenen Fürsten, Svantopolk und Bogislaff erkannten Herzog Boleslav als ihren Oberherrn an und das Volk wurde zum Christentum bekehrt. War auch das unterjochte Land auf Jahrzehnte hinaus geschwächt und für sich allein ohnmächtig, so bildete es doch nunmehr im Verein mit den Polen eine nicht geringe Gefahr für unser Ländchen. Und bei unserm leider nur allzusehr zum Raufen geneigten Sinn war zu befürchten, daß über kurz oder lang die Bewohner der Grenzgebiete wieder in Balgereien mit den Polen geraten würden. Denn leider gehorchte noch nicht alles Volk dem Fürsten wie heute. Mancher von euch mag ja auch davon gehört haben, wie damals nicht nur Stettin und Damm und die Landschaft dort herum, sondern auch andere Stätten auf des Fürsten verständigen Rat, die ewigen, volksverderberischen Räubereien und Ueberfälle zu unterlassen und das Christentum anzunehmen, frechmäulig antworteten, sie hätten kein Verlangen nach dem Christentum, und wenn er sie dazu drängen wollte, so dankten sie für ihn als Fürsten und er möchte lieber auf seine Güter gehen und Kohl bauen. — Dazu gehorchten sie keinem seiner Befehle mehr und suchten etwas darin, sich auffässig gegen ihn zu zeigen. Sollte er da etwa die Dinge gehen lassen, wie sie wollten? Und was wäre das Ende vom Liede gewesen? Der Polenherzog im Verein mit den Hinterpommern und dem Dänenkönige hätten unser Ländchen alsbald in Grund und Boden gestampft. So wär's gekommen, so wahr ich Dubnitz heiße. Das aber konnte Wartislav weder als Herr noch als Vater des Landes zulassen. Darum bat er Boleslav, ihm zu helfen, sein Regiment wieder zu befestigen und sein Volk an mildere Sitten zu gewöhnen."

Wiederum war es Herr Jakzo, der an dieser Stelle dem Redner zurief: „Wir wollen keine Weibsbilder werden!" Allein Herr Dubnitz achtete seiner nicht und fuhr fort: „Und hat Herr Wartislav damit nicht kurz und recht gehandelt, desgleichen durch sein ferneres weises Tun? Heute ist unser Land wieder erstarkt, das Volk zu neuem Wohlstande gelangt, soweit es bisher bei unseren Verhältnissen nur möglich war. Die Dänen lassen uns in Ruhe, denn nicht umsonst nahm der edle Fürst nach seiner ersten Gemahlin Tode Ida, des Dänenkönigs Tochter, zum Weibe. Ihre beiden Söhne, Bogislav und Kasimir, für die zur Zeit Herr Ratibor die Regierung führt, waren als Blutsverwandte der Dänenkönige bisher ein starkes Unterpfand des Friedens.

Und Fürst Ratibor hat seines Bruders Vermächtnis ebenso wie dessen beide Söhne treulich gehütet und in des Verstorbenen Sinne fortgewirkt. Daß er als Gattin Boleslavs Tochter Primislava, nahm, hat uns die Polen nur noch mehr verbunden. Herr Ratibor hat das Volk im Zaume gehalten und nur gegen die stets unruhigen Liutizen zum Schwerte gegriffen. Diese hat er allerdings gründlich aufs Haupt geschlagen, so daß jetzt das ganze Land von der Randow und Peene bis über die Tollense hinweg, Demmin, Treptow, Grimmen, Triebsees, Barth und andere starke Oerter für immer zur Ruhe gebracht und zum Christentum bekehrt sind. Und das letztere freut mich aufrichtig, denn die neue Lehre sänftigt der Menschen Sinn und ist der beste Helfer des Friedens. Und Frieden kann allein unserem Lande frommen, nachdem der stete Unfriede das Land verwüstet und die Menschen vertilgt hat. Nur im Frieden kann ein Volk erstarken und zu Wohlstand gelangen. „Friede ernährt, Unfriede verzehrt" ist ein Sprichwort des

euch so verhaßten Deutschen, und es dünkt mich hundertmal besser als das unsrige „Zieh dem Polen den Pelz ab, damit er dich selber wärmt!“ Mit diesem Sprichwort setzen wir uns nur Lause in den eigenen Pelz. Unverständige Kampfhähne und wüste Raubgesellen, die nur aus dem Grunde, weil sie ehrliche Arbeit fürchten, auf die wackeren frommen Väter und die deutschen Siedler schelten, die uns Wenden doch alles Gute bringen, mögen mich einen Deutschenfreund schelten. Ihr Schimpfen ficht mich nicht an. Ich meine es gut mit meinem Vaterlande und sehe die Meinung, die ich verfechte, für die richtige an. Ein Schurke, der seinem Volke die Wahrheit verhiehlt und feig das Maul hält, wo es sich um das Wohl des Vaterlandes handelt. Und ein solches besitzen wir heute, seitdem wir eigenen Fürsten gehorchen und die endlosen Raufereien unter uns selber aufgehört haben, Fehden, in denen wir diesseits der Rega uns mit denen jenseits derselben prügelten, in denen die von der oberen mit denen der unteren Rega, die Stargarder mit den Dammern und Stettinern, und diese wieder mit den Wollinern und Kamminern katzbalgten. —

Auch ich bin kein Freund der Polen, trotzdem ich uns die Hauptschuld an allem Blutvergießen beimesse. Wir wollen doch uns selber nichts vorlügen. Wenn wir der Wahrheit die Ehre geben, so waren doch wir meistenteils nicht die unschuldigen Lämmer und jene die blutgierigen Wölfe. Umgekehrt möchte es richtiger sein. Auch glaube ich nicht, daß die augenblickliche Freundschaft, die wir mit den Polen haben, ewig dauern wird. Der polnische Adler will überall nordwärts vor sich seinen Flug an die See haben. Das Stück Uferland zwischen Wipper und Weichsel genügt ihm nicht. Zwar hörte ich, daß Rattbor wegen seines Alters und leiblicher Beschwerden demnächst der Herrschaft entsagen und die Länder zwischen seinem Sohne und seinen beiden Neffen teilen wolle. Auch habe er bereits für seinen Sohn Wartislav, der die Herrschaft Stettin erhalten soll, um eine der Töchter des Polenherzogs angehalten, wie auch der älteste der Pomerellenfürsten dies beabsichtigen soll. Aber selbst diese doppelte Verbindung erachte ich für keinen bleibenden Schutz gegenüber dem Gelüste unseres großen Vetters jenseits der Grenzwälder. Ich halte daher für das sicherste Mittel, unsere Selbständigkeit zu bewahren, wenn wir unser menschenarmes, verödetes Land mit einer größeren Anzahl der mutigen und tüchtigen Deutschen bevölkern, wie es anderwärts zum Segen des Landes schon geschieht, vor allem im Lande der Heveller unter dem kraftvollen Fürsten Albrecht, den sie den Bären zubenennen. Dadurch stärken wir nicht nur die Wehrkraft des Landes und machen es zu einem blühenden Garten gleich den Gefilden der Sachsen, sondern haben uns auch des wirksamen Schutzes des starken deutschen Reiches zu gewärtigen, das dem Polenvogel schon beizeiten die Fänge beschneiden wird. Schon allein um dies zu erreichen, müssen wir die neue Lehre schützen und hegen. Denn Christentum und Deutschtum sind eins. Und nur deutsche Siedler können unser Pommerland retten.

So, nun scheltet mich einen Vaterlandsverräter und geschwätzigen Alten! Ich habe meine Schuldigkeit getan.“ —

Wenn die Worte des alten Graubarts auch nicht gänzlich in den Wind gesprochen waren, wie mehrere beifällige Zurufe während seiner Rede bekundeten, so widerstrebten doch fast alle seinem Vorschlage, den Deutschen das Land zu öffnen, und gaben ihrer Mißbilligung und ihrem Unwillen teils gemäßigten, teils ungezügelteren Ausdruck. Ja, es fielen bereits recht harte Worte der Abweisung in der Runde, als der Karnitzer Gutsherr dem Grenznachbarn spöttisch zurief:

„Dir scheint es der neue deutsche Herr, der Verwandte des Herrn Bischofs zu Wollin, ja mächtig angetan zu haben. Vielleicht hat das Blitzen seines Eisenpfluges deine Augen allzusehr geblendet.“

Allein Herr Dubnitz diente dem Spötter sofort, indem er erwiderte:

„Ja wahrlich, es war eine Lust, dessen erste Saat zu sehen; da stand Halm an Halm und ein volles schweres Korn ist es, was er im Herbst geerntet hat; ich habe selber Saatkorn von ihm entnommen. Und dir kann ich nur bestens raten, recht bald zu ihm in die Lehre zu gehen, damit dir nicht noch die letzten Leute zu den Kamminer Fischern entlaufen, wo sie wenigstens nicht an Kohlstrünken und Futterrüben zu nagen brauchen, was sie bei der halben Hufe, die du bestellst, leider tun müssen. Mir tätest Du zugleich 'n Gefallen damit, denn die Rüben zum Festgericht pflegten sie bei mir zu stehlen.“ —

Nun hatte der Alte die Lacher auf seiner Seite und es schien, als wollte sich die Unterhaltung mehr zum Scherzhaften wenden, da erhob sich am Ende des Tisches schwerfällig der junge Herr Jakzo von Drosedow. Er hatte sich bisher an der Unterhaltung nur durch gelegentliche Zwischenrufe beteiligt, aber desto mehr die den Herren aufwartenden Knechte in Bewegung gesetzt. So war denn sein ohnehin nicht allzu klarsichtiger Geist durch den starken Met nahezu völlig in Nebel gehüllt, zugleich aber sein ungezügeltes Jugendblut stark erhitzt. Nun rief er, durch den Widerspruch der übrigen ermutigt, indem er sich mit beiden Fäusten fest auf die Tischplatte stützte, mit etwas unsicherer Stimme: „Was faselt da der alte Kindskopf? Wir sollen uns den Deutschen unterwerfen? Diesem bleichsüchtigen Lumpengesindel, das vor Hunger nicht gerade gehen kann? Wir, die freien, unbezwungenen Pommern?“ Und indem er sich an einen der Knechte wendete, schrie er durch den Saal: „Heda, Gnirko, schaff' doch mal 'ne Bütte kalten Brunnenwassers herbei, daß wir sie dem alten blödsinnigen Mummelgreis über seinen närrischen Schädel — —“

Doch hier unterbrach Herrn Jakzows wüste Schimpfrede der Wirt des Hauses, Herr Sambor.

Er hatte bisher nicht in den Wortstreit eingegriffen, sondern nur hin und wierder ein paar gleichgültige Worte mit seinem Nachbarn, Herrn Gützlav von Gützelsitz, gewechselt. Dabei aber war ihm kein Wort der verschtedenen Sprecher entgangen.

Nun erhob er sich aus seinem eichenen Lehnsessel, schlug mit der Kanne auf den Tisch und rief Herrn Jakzow ernst, wenn auch nicht unfreundlich, zu: „Herr Dubnitz ist mein Gast hier am Tische wie Du, Jakzow. Und wenn ich ihm auch nicht in allem, was er sprach, beipflichte, so kann ich doch nicht dulden, daß er von dir, noch dazu einem so jungen Manne, beschimpft wird. Darum halte Frieden und spüle deinen Aerger lieber mit einem kräftigen Trunk auf unser Pommerland hinunter! — Plietzka, eine frische Kanne für Herrn Jakzow!“

Allein diese milde Zurechtweisung war Herrn Dubnitz durchaus nicht nach dem Sinne, und während sein Widerpart sich brummend auf seinen Schemel zurückwarf, daß das Binsengeflecht des Sitzes erkrachte, erhob er sich und schritt auf den Hausherrn zu, um sich zu verabschieden. Zwar versuchte dieser, ihn durch gütliche Zurede zu weiterem Verweilen zu bewegen, allein Herr Dubnitz verharrte bei seinem Entschluß, zumal ihm die Einladung zum Bleiben nicht allzu dringlich geklungen hatte und es ihn bedünkte, als habe Herr Sambor dabei mehr dem Gebot der Höflichkeit und Gastfreundschaft als einem aufrichtigen Verlangen nach seiner Gesellschaft nachgegeben. So sah er sich zugleich verletzt und gekränkt und antwortete deshalb in gereiztem Tone: „Meine Anwesenheit scheint hier als unbequem empfunden zu werden. Darum räume ich das Feld. Dich aber, Nachbar Sambor,“ fügte er, nur dem Hausherrn verständlich, bedeutungsvoll hinzu, „warne ich. Mach dich und deine Kinder, mach unser ganzes Volk nicht unglücklich! Man munkelt gar mancherlei. Gib denen hier zu trinken, so viel sie wollen, aber mißbrauche nicht ihre Trunkenheit!“

Der Wirt hatte eine scharfe Antwort auf der Zunge, aber er bezwang sich und erwiderte in anscheinend größter Seelenruhe und harmlosester Gutmütigkeit: „Redereien, Nachbar, nichts als Redereien! Was sollte ich im Schilde führen? Weil ich mich noch nicht der neuen Lage gebeugt habe und meinen geraden Weg gehe, werde ich verleumdet und schiebt man mir Gedanken unter, die ich nie gehegt habe. Sei ohne Sorge! Eurem Gotte geschieht kein Unglimpf und den frommen Vätern, wie ihr seine Priester nennt, keine Unbill. Wüßtest du überhaupt, wie ich zu unsern alten Göttern stehe, so würdest du mir nicht zutrauen, daß ich ihrerhalb auch nur einen Finger rührte.“ —

Herr Dubnitz schüttelte sein graues Haupt. Die Antwort Herrn Sambors schien ihn nicht zu befriedigen. „Ich habe meine Schuldigkeit getan,“ sagte er, „tu du die deine!“

„Auch mein ganzes Sinnen und Streben gilt dem Vaterlande,“ erwiderte der Angeredete.

„Möchte es nur auf rechtem Pfade wandeln!“ schloß Herr Dubnitz ernst, dann langte er seinen pelzgefütterten Mantel vom Riegel und verließ, vom Wirte geleitet, nach kurzem Gruß den Saal. Draußen hörte man ihn nach seinen Knechten rufen und bald erklang auf der vom Frost gehärteten Grabenbrücke der Hufschlag der Pferde. —

Als Herr Sambor in den Saal zurückkehrte, bemerkte er mit Befriedigung, daß der unliebsame Zwischenfall bereits vergessen zu sein schien und die ursprüngliche fröhliche Stimmung wieder eingekehrt war. Nur Herr Jakzo saß, finster blickend, vor seinem Kruge. Herr Sambor trat hinter seinen Stuhl und sagte, indem er die Hand auf des Gastes Schultern legte: „Weshalb so schweigsam, Jakzo? Du bist doch nicht etwa mißgestimmt wegen der Vorhaltung, die ich dir scheinbar machte. Aber das ließ sich beim besten Willen nicht umgehen, sollte der alte Fuchs nicht noch mehr Witterung bekommen, als er schon ohnedies hatte. Doch jetzt kann ich es ohne Gefahr aussprechen: Du hast mir und der ganzen Gesellschaft einen großen Gefallen erwiesen, indem du uns den unleidlichen Deutschen- und Christenfreund vom Halse schafftest. Also nichts für ungut! Mein erster Zutrunk gilt dir und der Erfüllung deiner Wünsche!“

Bei den letzten Worten seines Wirtes erhellte sich zusehends Herrn Jakzos mürrische Miene, doch fragte er den Hausherrn noch in ziemlich verdrossenem Tone: „Warum hast du denn den alten Schleicher überhaupt geladen? Er ist mit seinen volksfeindlichen Ansichten doch keinem von uns genehm.“

Wiederum überflog ein Lächeln der Befriedigung des Hausherrn Antlitz, während er dem Frager antwortete: „Hierüber, mein lieber Jakzo, sollst du sofort unterrichtet werden. Doch ist die Antwort, die ich geben werde, für alle Anwesenden von Bedeutung. Darum gestatte, daß ich mich an die gesamte Gesellschaft wende.“

Nachdem Herr Sambor sich durch einige Zurufe Gehör verschafft hatte, begann er: „Ich habe soeben unserem lieben Jakzo meinen Dank dafür ausgesprochen, daß er uns den Alten vom Leibe geschafft hat. Ich hoffe, daß niemand darum Herrn Jakzo tödliche Feindschaft schwört. Oder ist jemand unter uns, der den Dresower lieber hätte bleiben als gehen sehen?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Kriegswinter in einem pommerschen Dorfe.*)

Von **F. Asmus-Zwielipp**

Acht Kriegsmonate sind auch für unsere Dorfbewohner dahingegangen. Zwar haben wir hier keine Feinde gesehen, aber doch sind die Kriegsnöte auch in unser stilles Dorf gekommen. Sind doch bereits fünfundvierzig Krieger aus demselben im Felde. Bei 260 Seelen eine große Zahl. Von diesen sind zwei gefallen, elf meistens leicht, zwei schwer verwundet resp. erkrankt, und einer in russischer Gefangenschaft. Drei Krieger haben das Eiserne Kreuz erhalten. Zu Weihnachten waren sechs verwundete, aber in Genesung befindliche Feldgraue bei der Weihnachtsfeier in der Schule. Ab und zu kommt auf ein paar Tage wieder ein Wehrmann kurz vor seiner Wiederabreise ins Feld hierher zum Urlaub. Alle, die hier waren, haben aber zuhause keine Ruhe. „Was sollen wir hier," haben mir verschiedene Soldaten gesagt: „Alle unsere Kameraden kämpfen draußen, wir wollen auch wieder ins Feld, sobald wir hergestellt sind, sonst müssen wir uns ja schämen!" Sonst wird von den Eltern, Gattinnen, Geschwistern viel gebangt, oft geklagt und geseufzt, viele Briefe geschrieben und Pakete gepackt. Man freut sich, wenn gute Briefe aus dem Felde kommen und jubelt und lacht, wenn Siegesnachrichten eintreffen. Die Arbeit geht still, emsig und mit verdoppeltem Eifer vor sich. Frauen und Jungfrauen treten in die Lücken ein, die der Krieg an Arbeitskräften gebracht und jetzt beginnen die ersten Versuche, daß Jungfrauen Dung fahren, eggen und pflügen wollen.

Auch für Kriegsliebesgaben hat man ein teilnehmendes Herz und eine milde Hand. Die zweimalige Kriegssammlung brachte 505 Mk.; die Kirchenkollekte für die notleidenden Ostpreußen 131 Mk., (diesmal allerdings die ganze Parochie, vier Dörfer). In der Wollwoche wurden Zentner von alten wollenen Kleidern, Unterröcken 2c. abgeliefert; daneben sind reichlich Strümpfe, Kopfkappen 2c. gestrickt worden.

Fleißig wurden die täglichen Zeitungen studiert. Mehr als je werden solche gelesen. Auch illustrierte Blätter vom Kriege sind hier zu finden. Karten vom Kriegsschauplatze sind in den meisten Stuben an die Wände geheftet. Man will wissen, wo der oder die Hausgenossen im Kampfe stehen. Darum ist eine rege Begier vorhanden, vom Kriege, von seinen Fortschritten, Siegen 2c. etwas zu hören und sich von der Kriegslage unterrichten zu lassen. Das ist nun die Aufgabe, die ich mir in den Kriegsabenden gestellt habe. Als die Erntearbeit im Herbste einigermaßen beendet war und die langen, dunklen Abende begannen, hielt ich am 14. Oktober 1914 den ersten Kriegsvortrag. Seitdem wurden zuerst alle Mittwoch abend, später alle zwei Wochen, solche Kriegsabende veranstaltet. So sind bisher 17 solcher Versammlungen gewesen. Sie waren bisher stets sehr gut besucht. Die Schulstube, in der sie stattfanden, war gedrängt voll. Trotz Dunkelheit und oft schlechten Wetters kamen die Leute doch. Selbst ein „Ausgebauter", Fr. K. läßt sich niemals abhalten. Er ist stets dagewesen. Ein alter Bauer entschuldigte sich einmal mit den Worten: „Ich konnte gestern nicht kommen, meine Leute vom ganzen Hofe wollten hin, keiner wollte zuhause bleiben. Da mußte ich schon!" Es ist auch keine Verminderung im Frühjahr eingetreten. Nun werde ich aber auf Bitten meiner Dorfinsassen die Sonntagnachmittage nehmen, alltags drängt die Arbeit zu sehr, und die Zeit wird knapp.

Die Veranstaltung dauert etwa 1—1¼ Stunden. Jeden Kriegsabend beginne ich mit Absingen eines passenden Choralverses. Bei den Vorträgen kam und kommt es mir darauf an, zu zeigen: Wie ist die Kriegslage? Wo stehen unsere Heere? nebenbei auch: Wo sind unsere Krieger aus Zwielipp? Als der Winter herankam, wurde ich oft gefragt: Werden unsere Soldaten auch in Rußland erfrieren und umkommen wie einst 1812 die Franzosen? Das war gute Gelegenheit zu einem Vortrage: „1. Warum ging Napoleons Heer 1812 zu Grunde? 2. Warum brauchen wir davor keine Angst zu haben?" Die Angabe über die Kriegslage und Kriegsmitteilungen genügen aber auf die Dauer nicht, um das Interesse an den Abenden wach zu erhalten. Daher war ich von Anfang an bestrebt, die Länder und Völker, in denen und mit denen wir kämpfen, genau zu schildern. Z. B. geographische Lage, Bodenbeschaffenheit, Klima, Beschäftigung der Bewohner, Geschichte (kurz) und Charakter des Volkes. Gute Dienste hat mir dabei geleistet das Buch: „Deutschlands Freunde und Feinde". Kurze Staa-

---

*) Dieser Artikel ist dem 9. Hefte der Volksbildung entnommen. Mit Recht rühmt der Herausgeber des Blattes, daß diese Zeilen „ein wirkliches erquickliches Bild von dem Leben eines kleinen Dorfes, und von der Teilnahme seiner Bewohner an dem großen Ringen unserer Tage" geben.

tenbeschreibung mit besonderer Rücksicht auf die Kriegslage von Paul Hage, (Verlag von Peter Hobbing, Steglitz 1914). So habe ich behandelt an den verschiedenen Abenden: Belgien, Frankreich, Ostpreußen (Germanisierung und Leidensschicksale in den vergangenen Jahrhunderten) Polen, Oesterreich-Ungarn, Rußland und zuletzt am 3. Ostertage die Türkei. Zum nächsten Male ist geplant: Entstehung, Wachstum, Blüte und Rückgang des Islam und der Islam in neuester Zeit.

Als Vorbereitungsstoffe wurden unter anderen benutzt: Berliner Abendzeitung (Scherls Verlag), Kolberger Zeitung für Pommern, Illustrierte Weltchronik der Leipziger Illustrierten Zeitung, Text von Paul Schreckenbach, Reklams Universum, Kriegsschriften des Kaiser-Wilhelm-Dank (Bis z. Z. 16 Hefte). Gute Anschauungsbilder für die Vorträge liefern die Kriegsberichte der Berichterstatter der Berliner Abendzeitung und die Briefe meiner Schüler, die mir regelmäßig zugehen. Da ich am 1. Mai d. J. hier 25 Jahre wirke, so sind alle Krieger aus Zwielipp meine Schüler, und sie zeigen mir ihre Liebe, daß sie mir Karten oder Briefe übersenden, manche oft interessant und wundervoll. Daher bin ich genau unterrichtet, wo unsere Zwielipper ihre Quartiere haben und wie es ihnen ergeht. Die besten Briefe lese ich dann ganz oder teilweise vor. Jede Familie dieser alteinsässigen Geschlechter fühlt sich geehrt, wenn ihr Sohn oder Gatte öffentlich erwähnt wird. Deshalb werden mir auch die Briefe an die Angehörigen, die aus dem Felde kommen, zum Durchlesen übergeben. Auf meine Bitte werden die Briefe von jeder Familie sorgfältig aufbewahrt für spätere Zeiten resp. mit Tinte nachgeschrieben, weil die Bleistiftschrift bald verlöscht. Die anziehendsten und den Geist der Zeit oder die betreffenden Krieger kennzeichnenden Briefe schreibe ich selbst oder lasse sie durch andere in meine Schul- und Dorfchronik eintragen. Die besten werde ich in guten Sammelschriften über den Krieg unterzubringen suchen.

Von hier aus werden die Soldaten mit Zeitungen versorgt, die mit großem Dank angenommen werden. „Oftmals", schreiben mir meine Schüler, „ist es im Schützengraben so langweilig, da ist eine Zeitung sehr erwünscht. Man weiß auch sonst nicht, was in der Welt vorgeht!"

Die Vorträge wurden unterbrochen durch Deklamationen passender Gedichte, Gesang von patriotischen Liedern und Vorlesen der Berichte der Kriegsberichterstatter. An ersteren ist zu dieser Zeit kein Mangel. Die Berichte der Augenzeugen vom Kriege werden teils verlesen, teils dem Sinne nach wiedergegeben. Mit Aufmerksamkeit wurden auch Gedichte unserer Feinde angehört z. B. „Der Gefangene von Hohenasperg" und „Der sterbende Freund" (von einem verwundeten Franzosen im Karlsruher Lazarett). Gleichfalls wurde Sven Hedins Bericht über das deutsche Heer und den deutschen Kaiser verkündet. Drei Abende ähnelten mehr den Kriegsbetstunden: Weihnacht, Silvesterabend und Kaisersgeburtstagsfeier. An diesen nahmen die Schulkinder mehr Teil durch Aufsagen von Gebetsversen, Gedichten, Liedern 2c. Gemeinsam wurden die Weihnachts- und Neujahrslieder gesungen.

Am aufregendsten gestalteten sich die Feiern und Abende, wenn eines gefallenen Kriegers gedacht wurde. Zum Glück nur zweimal. Dann gab ich ein kurzes Lebensbild desselben, zeigte aus den Briefen seine Tätigkeit in dem Feldzuge, seine Sorgen und Mühen, seine Freuden und Hoffnungen, seine Todesahnungen und seinen irdischen und himmlischen Lohn und schloß mit einem Liederverse, der gemeinschaftlich gesungen wurde, z. B. „Was Gott tut, das ist wohlgetan" und „Wenn ich einmal soll scheiden" (O Haupt voll Blut und Wunden, Vers 9 und 10). Es wurden viele Tränen geweint. Für unsere glaubensgewissen Landleute ist die Tröstung auf Grund der Religion die beste. Das zeigte mir unter anderm eine Bauernwitwe. Ihr Sohn hatte aus dem Felde wochenlang nicht geschrieben. Sie war in banger Sorge. Da, so erzählte sie mir, sagte ihre Tochter zu ihr: „Mutter, komm mit in den Kriegsabend!" „Ich ließ mich bereden!" Es war am Gedenkabend für den zweiten Gefallenen. Nachher sagte sie mir: „Es ist doch schön, daß ich gekommen bin, vorher hatte ich gar keine Ruhe. Jetzt ist mir ganz wohl ums Herz!" Ihr Sohn ist zum Glück nicht tot, aber verwundet in einem ostpreußischen Lazarett.

Ganz aufgelöst vor Schmerz brachte mir eine andere Mutter eine Karte, die ihr berichtete, daß ihr zweiter Sohn (der erste war schon gefallen) in russischer Gefangenschaft sei. Sie klagte, dies wäre noch schlimmer wie der Tod. Mit Mühe konnte ich ihr die Befürchtungen ausreden. Am nächstfolgenden Abend gab das Gelegenheit, kurz die Fürsorge für unsere Gefangenen und Verwundeten in Feindesland durch die Gesandten der neutralen Mächte zu erwähnen mit der Mahnung, nur hoffen und dulden, aber nicht verzweifeln.

Rühmend wurde der Helden gedacht, die das Eiserne Kreuz erhielten.

Die erste Kriegsanleihe kam so schnell, daß darüber keine Aufklärung gegeben werden konnte. Desto mehr geschah dies aber bei der zweiten Anleihe. In einem besonderen Kriegsabend wurde die Sache allseitig beleuchtet und beraten. Der Erfolg war, soviel ich beurteilen kann, ein guter.

Das ist ein kurzes Bild von der Tätigkeit auf dem Lande in dieser Kriegszeit. So ist es mehr oder weniger in den meisten Dörfern. Ueberall sind treue Helfer an der Arbeit. Jeder Deutsche sucht heute seine Schuldigkeit zu tun in dieser ernsten Zeit, draußen im Felde die Krieger, zuhause die Zurückbleibenden. Die einen streiten, siegen oder sterben, die andern belehren, ermuntern, trösten, nähren, rüsten und versorgen. Alle aber sind erfüllt von dem Vertrauen und Verlangen, daß wir doch endlich gewinnen und den Sieg behalten.

Pommersche Bücherschau.

Von G. Buschan, Stettin.

Prof. Dr. Robert Holsten: Die Volkskunde des Weizackers. :: :: :: ::

Hierzu als Einleitung: Der Oberflächenbau des Kreises Pyritz in Pommern von Dr. Fritz Soenderop. 236 Seiten. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Stettin, herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. Anhang zu Heft VII. Stettin 1914.

Der Gedanke, eine Einzelbeschreibung unseres Weizackers herauszugeben, liegt weit zurück. Bereits Prof. Blasendorff, selbst ein Kind dieser Scholle, faßte den Plan hierzu, sammelte eifrig Stoff, kam aber nicht mehr zur Bearbeitung desselben; nach seinem Tode wurde das ganze von ihm angehäufte Material dem Provinzialkonservator Geheimrat Lemke zur weiteren Verwendung von den Angehörigen übergeben, der mit der Bearbeitung Prof. Holsten betraute. Er konnte wohl kaum eine mehr geeignete Persönlichkeit finden, als diesen, der, selbst Pommer, große Liebe zu seiner engeren Heimat besitzt und in seiner Eigenschaft als langjähriger Gymnasialdirektor in Pyritz Gelegenheit fand, nicht nur selbst zu sammeln, sondern es auch verstand, seine zahlreichen Schüler für die heimische Volkskunde zu interessieren und so zum Sammeln anzuregen.

Das ganze auf diese Weise zusammengetragene Material liegt nun in dem stattlichen Bande vor, den die Pommersche Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde herausgegeben hat. Zur Vervollständigung schickt der Geologe Fr. Soenderop eine Schilderung der morphologischen Verhältnisse des fraglichen Gebietes voraus.

Der Holsten'sche Beitrag beginnt mit einer kurzen Darstellung der landschaftlichen und einer längeren der geschichtlichen Verhältnisse des Weizackers, soweit diese für unsere vorkommende Frage von Bedeutung waren. Nach den Forschungen Holstens war der eigentliche Weizacker in der Steinzeit wegen seiner großen Nässe und der geringen Unwegsamkeit des Plöne- und Madütales noch nicht besiedelt; erst als gegen Ende dieser Kulturperiode ein Wechsel im Klima eintrat und sich eine längere Trockenzeit einstellte, kam es zur menschlichen Besiedlung (bronzezeitliche Gräber), die fortan bestehen blieb, wie die vorgeschichtlichen Funde uns lehren. Zur slawischen Zeit muß die Bevölkerung hier recht dicht gesessen haben. Im Jahre 1124 brachte Otto von Bamberg den Weizackerleuten das Christentum, und mit ihm erschienen die Deutschen. Die ersten Kolonisten (Mitte des 13. Jahrhunderts) dürften aus der Altmark gekommen und von den Kolbatzer Mönchen geholt worden sein. Die Ausführungen Holstens auf Seite 101 ff. machen dies sehr wahrscheinlich, indessen erscheinen mir die angeblichen Parallelen, die er hinsichtlich der Sitten und Gebräuche zwischen Weizacker und der Altmark zieht, nicht beweiskräftig, denn die Behauptung, daß die betreffenden Sitten nur in diesen beiden Gegenden anzutreffen wären, trifft nicht zu; verschiedene von ihnen kommen auch noch anderswo vor, so begegnen wir dem Schnappbock u. a. sogar in der Schweiz (Klausnen in Kaltbrunn, Kt. St. Gallen).

Eine vorzügliche, bis in die Einzelheiten gehende Darstellung erfährt weiter die Weizackertracht, unter Berücksichtigung der Stoffe, aus der sie angefertigt wird, und der Art ihrer Herstellung. Die bemerkenswertesten Stücke der Frauenkleidung sind die Hüftkissen und der Josip, den Verfasser über die Altmark, wo er allerdings nicht mehr vorkommt, vom Rheine (zusammen mit dem Kult des heiligen Mauritius) herleitet. Leider ist die volkstümliche Tracht im Weizacker im Aussterben begriffen; im Jahre 1910 wurde sie nur noch von acht Männern und 325 Frauen getragen. Holsten tritt auch der Frage nach dem Alter derselben näher; an der Hand der Urkunden stellt er fest, daß sie bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dort vorhanden war.

Im nächsten Kapitel beschäftigt sich Verfasser mit den Siedelungen im Weizacker: Dorf- und Hofanlagen, Form des Hauses und seiner inneren Einrichtung; sodann behandelt er die Landwirtschaft, die Mahlzeiten, die Familienfeste, die volkstümliche Heilkunde, Aberglaube, Sagen und Märchen und schließt mit einer Darstellung der volkstümlichen Dichtung, der Sprache und des Charakters der Weizackerbewohner. Eine ausführlichere Schilderung widmet Holsten darunter den Hochzeitsgebräuchen, die verschiedentlich auf noch weit zurückliegenden Vorstellungen beruhen, wie der erste Tanz der jungen Frau mit ihrem nächsten Verwandten (Ueberreste des Matriarchats).

Das Kapitel über Aberglauben ist leider recht kurz (nur zwei Seiten) ausgefallen; ich meine, hier hätte sich dem Verfasser eine große Fundgrube bei näherem Nachforschen erschließen müssen (kirchliche Feste, Zwölften u. a. m.).

38, zum Teil bunt ausgeführte Tafeln, vervollständigen das vorliegende Werk, das sicher allen

Freunden der pommerschen Volkskunde willkommen sein wird; leider dürfte sein hoher Preis von zwölf Mark einer Verbreitung, wie sie zu wünschen wäre, im Wege stehen. Vielleicht entschließt sich der Herausgeber zu einer billigen volkstümlichen Ausgabe, bei der der geologische Abschnitt, weil rein wissenschaftlich, ruhig fehlen könnte.

Hoffentlich findet sich bald eine mit den Verhältnissen vertraute Persönlichkeit, die in ähnlicher Weise die Sitten und Gebräuche bearbeitet, und hoffentlich ist auch die Zeit nicht mehr fern, die ein pommersches Heimatmuseum in unserer Provinzialhauptstadt entstehen läßt, das alle die verschiedenen, auf dem Lande noch vorhandenen kleineren Sammlungen zu einem übersichtlichen Ganzen in sich vereinigt, und zwar nicht nur die auf dem Gebiete der Volkskunde, sondern auch auf dem der Geologie, Vorgeschichte, Pflanzen- und Tierwelt und der pommerschen Landschaft. Die für den vorjährigen Herbst vom Bund für Heimatschutz geplante und wegen der Kriegswirren zurückgestellte Ausstellung für pommersche Heimatskunde und Pflege sollte versuchen, einmal alles das zusammen zu bringen, was in dieser Hinsicht noch in unserer Heimat vorhanden ist, und die Anregung zur Bildung eines solchen Heimatmuseums zu geben.

G. Buschan-Stettin.

*

Stubbenkammer, Herthasee und Herthaburg in Geschichte und Sage, herausgegeben von Prof. Dr. A. Haas. Druck und Verlag von E. Abel, Saßnitz auf Rügen 1914. 87 Seiten.

Unser tüchtiger Volkskundeforscher beschert uns wieder einmal einen Abschnitt aus seiner reichen Sammlung auf dem Gebiete der pommerschen Heimatkunde, und zwar aus dem Gebiete, mit dem er, wie wohl kein anderer, besonders vertraut ist, aus Rügen. Was die umfangreiche Literatur und die mündlichen Ueberlieferungen, an deren Zusammentragen Haas großen Eifer entwickelt hat, über Stubbenkammer, Herthasee und Herthaburg in geographischer, geschichtlicher, vorgeschichtlicher, sprachlicher und volkskundlicher Hinsicht ergeben haben, hat Verf. hier in ansprechender Darstellung wiedergegeben, gewiß zur großen Freude nicht nur aller Rügenbesucher, sondern noch vielmehr aller Freunde der pommerschen Heimat. Das Büchlein ist mit einer Reihe (8) guter Abbildungen ausgestattet und verdient schließlich auch noch Anerkennung wegen des niederen Preises von nur 90 Pfennigen, der sicher zu seiner Verbreitung in die weitesten Kreise beitragen dürfte.

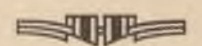
Buschan-Stettin.

*

Eingegangene Schriften.

Paul Richter, Stille Wasser. Lyrische Gedichte, Verlag von Teetzmann u. Randel, Stettin, geb. 2.—.

Feldpostbriefe pommerscher Krieger. 1. Heft. Herausgegeben von Martin Reepel (Bund Heimatschutz). Verlag Fischer und Schmidt, Stettin, geh. 0,30 Mk.



Aus der Zeit.

Dr. Julius Hirschwald.

Dr. Julius Hirschwald, der Direktor des mineralogischen Instituts der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, hat am 14. Februar in Kraft und Gesundheit sein 70. Lebensjahr vollenden können.

Er wurde im Jahre 1845 zu Lauenburg in Pommern geboren, von wo aus er später nach Danzig gebracht wurde, um hier das Gymnasium zu besuchen.

Seine Studien, die fast ausschließlich der Geologie sowie der Mineralogie galten, führten ihn zuerst nach Berlin und von da nach Tübingen und Zürich.

Seine erste Anstellung erhielt er im Alter von 25 Jahren als Privatdozent an der „Gewerbeakademie" zu Berlin, aus der später die Technische Hochschule entstanden ist.

Kaum aber hatte er sein Amt angetreten, da rief ihn das Vaterland auf den Kriegsschauplatz. Auf Frankreichs Gefilden wurde dem tapferen Gelehrten das Eiserne Kreuz zuerkannt.

Im Jahre 1875 wurde er zum Professor ernannt. Seine Hauptarbeiten galten der Wetterbeständigkeit der Bausteine. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiete, das Ergebnis unermüdeten Fleißes von anderthalb Jahrzehnten, erschien im Jahre 1908.

Einen besonders ehrenvollen Auftrag erhielt Dr. Julius Hirschwald von der Badischen Regierung: es galt, ein Gutachten über die Lebensfähigkeit des Ottoheinrichbaus des Heidelberger Schlosses abzugeben. Hirschwald kam zu dem Ergebnis, daß die freistehenden Mauern im Laufe der nächsten hundert Jahre zusammenstürzen werden, wenn nicht Stützbauten in großem Umfange aufgeführt würden.

Professor Dr. Hirschwald ist Ritter des Großherzoglich Badischen Zähringer Ordens I. Klasse. Wir wünschen dem Gelehrten, auf den Vaterstadt und Heimatprovinz in gleicher Weise stolz sind, noch eine lange Reihe von Jahren regen geistigen Schaffens.

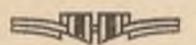
*

Ein Aufruf der Greifswalder Hochschule.

An sämtliche Kriegsteilnehmer der Greifswalder Hochschule ist von dem derzeitigen Rektor folgender Aufruf erlassen worden.

Die Universität Greifswald will Namen und Schicksal aller ihrer Angehörigen, der Dozenten, Studierenden und Beamten, sofern sie am Kriege teilnehmen, in einer Chronik sammeln und festhalten. Sie wendet sich zu diesem Zweck an alle, die als Soldaten im Felde stehen oder noch zu den Fahnen einberufen werden, an alle Studenten und Studentinnen, die in den Lazaretten tätig sind, sowie an die Verwandten und Freunde, an die Familien und studentischen Korporationen. Sie bitten im einzelnen um verläßliche Angaben der Namen und Truppenteile, seitens der Korporationen um die vollständigen Listen ihrer einberufenen Mitglieder, ferner um Mitteilungen über Erlebnisse, Auszeichnungen, Verwundungen, gegebenenfalls um zeitweilige Ueberlassung von Feldpostbriefen, Karten oder Bildern, die an Bekannte oder Angehörige gelangt sind. Auch ersucht sie die Zeitschriften der studentischen Verbände um Verbreitung dieses Aufrufs sowie Zusendung der Greifswald betreffenden Personalnachrichten. Die Familien insbesondere, mit denen sie den Tod eines Kommilitonen zu betrauern hat, bittet sie um gütige Benachrichtigung und, wenn möglich, um nähere Angaben über den Tod. Alle Nachrichten sind an Professor Dr. Thurau, Greifswald, Romanisches Seminar, Domstraße 30, Erdgeschoß, zu senden, mündliche Mitteilungen ebenda Dienstags in der Sprechzeit 12—1 abzugeben.

Prof. D. Dr. Wiegand.



Vereinsberichte.

Der „Pommern-Bund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art“ zu Berlin-Steglitz veranstaltete am 10. April zum 25jährigen Künstler-Jubiläum des bekannten Bildhauers Martin Meyer-Pyritz, wohnhaft zu Berlin-Wilmersdorf, einen der ernsten Kriegszeit entsprechenden Kommers mit Damen, der von 60 Personen besucht war. Gemeinsame Gesänge, Vorträge auf dem Klavier und der Laute wechselten mit Toasten ab, von denen die Festrede des Landschaftsmalers Kayser-Eichberg hervorgehoben sei. Besonders erfreut wurde der Jubilar durch eine Aufmerksamkeit seiner Vaterstadt Pyritz; diese hatte nämlich zu der Feier Herrn Konrektor Arnold Koeppen entsendet, der die Glückwünsche des Magistrats überbrachte.

*

Pommersche Geschichte und Altertumskunde.

Die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde hielt ihre diesjährige Hauptversammlung ab, bei der Geheimrat Professor Dr. Lemcke den Vorsitz führte. Die Beratungen wurden durch den von Professor Walter erstatteten Jahresbericht über die im Jahre 1914 vorgenommenen Ausgrabungen eröffnet.

Nach den Ausführungen des Redners konnte als Ergebnis festgehalten werden, daß neuerdings die Fragen der Siedlung und des Verkehrs in den Vordergrund rückten, wofür die jüngst erschienene Kröchersche Schrift über die Siedlungsverhältnisse von Stettin, die bis auf die Steinzeit zurückreichen, einen Beleg liefere. Soweit Kröcher von der wendischen Niederlassung nur an Höhlen und zerstreute Blockhäuser denkt, widersprach der Berichterstatter mit dem Hinweis auf die auf sämtlichen Friedhöfen rings um die Altstädte nachgewiesenen Bestattungen, die größere Wohnplätze voraussetzten, so auf das aus der ausgehenden Broncezeit stammende Grabfeld des Hauptfriedhofes mit seinen dicht bei einander liegenden 60 Grabstätten. Sowohl diese Funde wie die aus den Baggerungen vom Großschiffahrtsweg herrührenden sind im Museum aufgestellt worden und bestätigen den in früheren Zeiten vorhandenen lebhaften Uebergangsverkehr. Wiederholte Anzeichen, daß auch anderwärts auf modernen Friedhöfen bestattet worden ist, lassen sich aus Grabfunden in Ladentin und in Sinzlow herleiten. Die Provinz hat wieder reiche Steinbeilfunde ergeben, außer denen Zugänge von Waffen und Werkzeuge, besonders Bronzeschwerter, Ortbänder, Dolche, Messer, Sicheln, Fibeln, Bronzeschilde, Spiralen usw. zu verzeichnen sind, die erkennen lassen, daß unsere Gegend schon früher in hoher Kulturblüte stand.

Dem beifällig aufgenommenen Bericht folgte die Wahl des Beirats und zwar wurden durch Zuruf wiedergewählt die Herren Geh. Kommerzienrat Abel, Geh. und Landesbaurat Drews, Professor Dr. Haas, Konsul Karow, Konsul Kisker, Professor Dr. Meinhold, Superintendent Stengel und Bürgermeister Dr. Thode.

Der vom Vorsitzenden erstattete Jahresbericht stellte fest, daß auch in der ernsten Zeit die vater=

ländische Forschung nicht geruht hat. Die Versammlungen der Gesellschaft waren zahlreich besucht. Leider hat auch der Weltkrieg seine Schatten auf die Gesellschaft geworfen, die eine Anzahl Mitglieder verloren hat, deren Andenken in üblicher Weise geehrt wurde. Am Schlusse des Krieges soll eine Ehrentafel ihre Namen festhalten. Die Zahl der Mitglieder erfuhr infolge des Krieges einen Rückgang von 775 auf 745, von denen 708 ordentliche, 21 korrespondierende, 8 lebenslängliche und 8 Ehrenmitglieder sind. Die Sammlung pommerscher Altertümer hat auch den Kriegern eine gern gesuchte Unterhaltung gewährt. Der Vorsitzende bedauerte, daß es nicht möglich war, die reichen Bestände auch nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten und streng chronologisch zur Anschauung zu bringen. Nach einer Würdigung der geleisteten wissenschaftlichen Arbeiten brachte er zur Sprache, daß der Magistrat den letzten Lichtbildervortrag mit einer — Lustbarkeitssteuer von 2 ¼ ℳ. belegt hat. Der Vorstand wird eine grundsätzliche Entscheidung herbeiführen, da die Gleichstellung seiner wissenschaftlichen Ziele mit einer Lustbarkeit nicht der Stellung und dem Ansehen der Gesellschaft entspricht und geeignet ist, ihr in den Augen mancher Kreise Abbruch zu tun. Der Vorstand erreichte zwar auf dem Wege der Beschwerde, daß die Steuer mit Rücksicht auf den gemeinnützigen Charakter des Vortrages niedergeschlagen wurde, indessen war ihm freigestellt worden, vor der Veranstaltung einen Befreiungsantrag zu stellen. Nach dem Kassenbericht, den Konsul Ahrens erstattete, betrugen die Gesamteinnahmen 14 643 Mark, die Gesamtausgaben 14 560 Mark, das Inventarkonto schließt mit 5987 Mark ab. Der Vorsitzende erwähnte noch, daß das Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Greifenberg, dessen Drucklegung sich infolge des Krieges verzögert hat, demnächst erscheint.

Die Versammlung vollzog am Schluß der Beratungen die Wiederwahl des Vorstandes durch Zuruf.

*

Aufruf.

Der über unser liebes Vaterland von seinen Neidern und Feinden freventlich heraufbeschworene Weltkrieg hat bereits das Gute gezeitigt, daß wir uns jetzt mehr auf deutsches Wesen, deusches Wissen, deutsche Kunst besinnen. Unsere braven Truppen werden mit ihrem unvergleichlichen Mute schon dafür sorgen, daß am deutschen Wesen die Welt noch einmal genesen soll! „Unüberwundenes Heer!" sagt unser Pommer Ewald Chr. von Kleist in seiner „Ode an die Preußische Armee", der unser Kolberger Martin Plüddemann eine machtvolle Tonsprache verliehen hat. Auf diesen echten deutschen Künstler, den Meister der heroischen Ballade, der zu Lebzeiten so wenig Dank und Anerkennung gefunden hat, wollen namentlich wir, seine Landsleute, uns besinnen, wollen ihn in seiner Heimat Kolberg ehren. Noch ist sein Geburtshaus in der Münderstraße erhalten — wir wollen es in dieser Kriegszeit, in der gerade Martin Plüddemanns Muse unser Herz zu ergreifen und aufzurichten versteht, mit einer Gedenktafel schmücken, auf daß auch nachkommende Geschlechter an dieser geweihten Stätte eines musikberühmten Pommern nicht achtlos vorübergehen.

Spenden zur Abtragung dieser Ehrenschuld nimmt der „Pommern-Bund", Berlin-Steglitz, Holsteinische Straße No. 53 II entgegen.

*

Unsere beiden Bildbeigaben sind dem in diesem Hefte besprochenen Holsten'schen Weizackerbuche entnommen. Während uns das erste eine Gruppe von Bauern aus dem Weizacker zeigt, sehen wir auf dem zweiten das reichverzierte Gewölbe der Brietziger Kirche.

Inhalt.

Verantwortlich für die Redaktion: Ludwig Hamann. Verlag: Pommernverlag Max Mallin.
Druck: F. Hendeß, G. m. b. H., sämtlich in Stargard i. Pomm.